



1899.

No. 11.

Warum konnten die „Bernsteinianer“ für die Resolution Bebel stimmen?

Von

Eduard David.

(Mainz.)

Die Geschäftslage des Parteitages zu Hannover hat es mir unmöglich gemacht, dort zu motiviren, warum man auch als „Bernsteinianer“ mit gutem Gewissen für die Bebelsche Resolution stimmen konnte. Verschiedene Aeusserungen in der Parteipresse, insbesondere auch die in Nr. 4 der Neuen Zeit von Genossen Kautsky angestellten Betrachtungen über diese Abstimmung nöthigen mich, die Motivirung noch nachträglich zu geben.

Kautsky meint, Diejenigen, die eine klare Entscheidung darüber erwarteten, wie stark die Bernsteinsche Richtung in der Partei sei, seien enttäuscht worden dadurch, dass die Anhänger dieser Richtung für die in Rede stehende Resolution stimmten und so eine Abschätzung des Stärkeverhältnisses beider Richtungen unmöglich machten. „Aber“, fährt er fort, „die Schuld daran ist nicht in der Fassung der Resolution Bebel zu suchen, noch haben wir Ursache, mit dieser Abstimmung unzufrieden zu sein. Die Resolution Bebels erklärt aufs Klarste und Unzweideutigste, dass die bisherigen Kritiken und Diskussionen keine Veranlassung geben, an dem Wesen und den Aeusserungen unserer Partei irgend etwas zu ändern. Wenn Bernstein und seine Gesinnungsgenossen zu derselben Ansicht kommen und dies durch ihre Abstimmung bezeugen, haben wir allen Grund, uns darüber zu freuen!“

Das heisst unserer Abstimmung für die Bebelsche Resolution eine Auslegung geben, die sie nicht hat. Nach dem Verlauf der Diskussion in Hannover konnte den „Bernsteinianern“ nichts ferner liegen, und es hat ihnen nichts ferner gelegen, als ein Eingeständniss des Irrthums dokumentiren zu wollen. Zu einem pater peccavi unsererseits lag wahrlich kein Anlass vor. Wer die Zustimmung zur Resolution Bebel so auffasst, der ist ärg auf dem Holzwege.

Dass diese Resolution eine geeignete Grundlage zur Abstimmung für oder gegen Bernstein gewesen sei, muss ich nämlich ganz entschieden bestreiten. Sollte die Gegenseite die Absicht gehabt haben, eine derartige „Machtprobe“ — die ich, nebenbei bemerkt, nicht für eine klare Entscheidung über das Stärkeverhältniss beider Richtungen, sondern für eine trügerische und parteischädliche Komödie halte — der Welt vorzuführen, dann hätte sie die Sache ganz anders anfassen müssen. Dazu wäre vor Allem eine Resolution von Nöthen gewesen, die eine sachliche Präzisierung des wesentlichen Unterschiedes der beiderseitigen Standpunkte enthielt; nicht mehr und nicht weniger!

Die Resolution Bebel enthält mehr als das. Das ist ihr erster Fehler. Sie enthält in Absatz 3 (Wahlbündnisse) und Absatz 4 (Genossenschaften) ein gut Stück „praktischer Bernsteinerei“. Da es unter den „Opportunisten“ nun bekanntlich Leute giebt, denen die graue Theorie Nichts, der grüne Baum des Lebens dagegen Alles ist, so war von vornherein mit der Möglichkeit zu rechnen, dass diese schlimmen Gesellen um der praktischen Zugeständnisse willen die theoretische Garnirung mit in Kauf nehmen würden, selbst wenn letztere noch viel radikaler ausgefallen wäre, als sie es in Wirklichkeit ist. Ich weiss nicht, ob es viele solcher opportunistischen Nur-Praktiker in Hannover gegeben hat: Ich gehöre nicht zu ihnen. Einen Vorwurf könnte man ihnen jedenfalls aus ihrer Zustimmung zum Ganzen der Resolution ebensowig machen, wie denjenigen „Radikalen“, die das Ganze ablehnten, — obgleich die theoretischen Formulierungen ihnen zusagten, — nur weil sie jene Konzessionen an die Praxis des Opportunismus nicht mit in Kauf nehmen wollten. Diese Thatsache allein, dass eine Anzahl radikalster Gegner Bernsteins gegen die gegen Bernstein gerichtete Resolution stimmten, beweist zur Genüge, wie wenig dieselbe zu einer Auszählung der „Bernsteinianer“ geeignet war.

Man muss sich nur die Tragweite der in Absatz 3 und 4 gemachten Zugeständnisse an die opportunistische Praxis vergegenwärtigen, dann begreift man, warum gerade die „Radikalsten unter den Radikalen“ (Bebels Schlusswort!) in dem für die Opportunisten ausgestellten Fanggarn hängen bleiben mussten.

Im Absatz 3 wird erklärt, dass die Partei „ein Zusammengehen mit bürgerlichen Parteien (ohne Einschränkung!) von Fall zu Fall nicht ablehnt, sobald es sich um Stärkung der Partei bei Wahlen oder um Erweiterung der politischen Rechte und Freiheiten des Volkes oder um eine ernsthafte Verbesserung der sozialen Lage der Arbeiterklasse und der Förderung von Kulturaufgaben oder um Bekämpfung arbeiter- und volksfeindlicher Bestrebungen handelt.“ — Damit wird mit einem Schlage eine der wichtigsten und heissest umstrittenen Fragen unserer politischen Taktik entschieden, und zwar in durchaus opportunistischem Sinne. Die Bayern, Badenser und Hessen erhalten volle Absolution für die schweren Sünden, die sie nach der Meinung bekannter Prinzipienwächter durch ihre diversen Wahlbündnisse begangen haben. „Sie haben damit nichts gethan, was gegen das Prinzip oder auch nur gegen die Taktik der Partei verstösst“. (Bebels Schlussrede!) Kein Intransigent ist also berechtigt, ihnen in Zukunft in die Wahlvereinbarungen, die sie im

Interesse der Bewegung für nothwendig halten, hineinzuspucken. Wenn man erwägt, dass gewisse Leute nach Hannover gekommen waren, um den Süddeutschen wegen ihrer „Wahl-Kuhhändler“ mal gründlich den Kopf zu waschen, denn wird man erfassen, was für eine kostbare Perle dieser Passus der Resolution ist.

Auch für die Frage der Betheiligung an den preussischen Landtagswahlen ist die prinzipielle Antwort mit jenem Passus klipp und klar gegeben. Bebel wollte damit in dieser Frage überhaupt das letzte Wort gesprochen wissen. In seiner Schlussrede lehnte er den Antrag auf nochmalige Diskussion der Frage ab; die Sache hängt ihm nachgerade zum Halse hinaus. „Gerade heraus“, ruft er Liebknecht und den ihm folgenden Berlinern zu; „ich will heute schon die Geschichte zum Klappen bringen!“ — Dabei ist nicht zu vergessen, dass es der Ketzer Bernstein war, der vor einigen Jahren den Gedanken der Betheiligung an den preussischen Landtagswahlen zuerst energisch vertreten hat, damals noch gegen Bebel. Heute ist Bebel der Bekehrte, der die alte Bernsteinsche Forderung gegen die Radikalsten unter den Radikalen siegreich verfiucht. Darüber sollten sich die „Bernsteinianer“ nicht freuen!

Der Absatz 4 über die Wirthschaftsgenossenschaften ist ebenfalls ein grosser Fortschritt. Seine Bedeutung beruht darin, dass er die Resolution des Berliner Parteitags (1892), aufhebt, welche die Genossenschaften in Bausch und Bogen verdammt und die noch bis in die letzte Zeit hinein von Genossenschaftsgegnern auch gegen die Konsumgenossenschaften ins Feld geführt wurde. Ich hätte eine noch mehr entgegenkommende Fassung gewünscht und habe in meiner Rede den Passus kritisiert, der besagt, dass den Genossenschaften „keine entscheidende“ Bedeutung für die Befreiung der Arbeiterklasse zuzusprechen sei. Was heisst bei ökonomischen Faktoren „entscheidend“? Für sich allein ist keiner entscheidend, und in der Vereinigung ist es jeder. Aber ich habe meine Unzufriedenheit mit der Bebelschen Fassung sofort innerlich zurückgenommen, als ich die genossenschaftsfeindlichen Ausführungen Molkenbuhrs hörte und seinen Antrag vernahm, dem Absatz 4 die „Eingeweide“ herauszunehmen. Von dem Moment ab war ich entschlossen, für die unveränderte Annahme des ganzen Absatzes einzutreten. Denn die „Eingeweide“ sind doch viel zu köstlich, als dass man ihre Erringung wegen einiger Schönheitsfehler an der Haut hätte gefährden dürfen. Die Partei, heisst es da, erachtet die Wirthschaftsgenossenschaften „als geeignet, in der wirthschaftlichen Lage ihrer Mitglieder Verbesserungen herbeizuführen, sie sieht auch in der Gründung solcher Genossenschaften, wie in jeder Organisation der Arbeiter zur Wahrung und Förderung ihrer Interessen (im Original gesperrt gedruckt!) ein geeignetes Mittel zur Erziehung der Arbeiterklasse zur selbständigen Leitung ihrer Angelegenheiten“. . . . Was bedeutet dem gegenüber der Ausdruck: keine entscheidende Bedeutung? Nichts weiter, als dass die Begriffe über den Begriff entscheidend auseinander gehen. Wegen schlecht gewählter Worte lasse ich mir eine gut gemeinte Sache nicht entchlüpfen.

Auch das Bebelsche Schlusswort konnte meine Freude an dem ganzen Absatz nicht mehr trüben. Wenn er dort erklärte, „für die Befreiung

der Arbeiterklasse aus den Fesseln der Lohnsklaverei können wir den Genossenschaftlern keine Bedeutung beimessen“ — so widerspricht das seiner eigenen Resolution. „Keine Bedeutung“ und „keine entscheidende Bedeutung“ drücken schon für gewöhnlich nicht dasselbe aus; im Hinblick auf die bewussten „Eingeweide“ aber bedeuten sie in diesem Falle so ungefähr das Gegentheil von einander. Von einer „denkbar schärfsten Gegenformulierung gegen die Bernsteinsche Auffassung vom Genossenschaftswesen“ kann in der Resolution gar keine Rede sein. Und wenn Bebel erklärte, bei Bernsteins etwaiger Zustimmung auch zu diesem Punkte bleibe ihm (Bebel) der Verstand stehen, so möge er mir gütigst gestatten, dass auch mir über seine „denkbar schärfste Gegenformulierung“ der Verstand eine Weile still steht. —

Der zweite Fehler der Resolution Bebels ist, dass sie weniger giebt, als die sachliche Präzisierung der theoretischen Meinungsverschiedenheiten, um die so lange hin und her gestritten worden ist. Sie versucht eine solche Präzisierung garnicht. „Ich gestehe, dass ich von vornherein, als ich meine Resolution entworfen hatte, mir sagte, dass kann möglicherweise das Resultat der Verhandlungen sein“, bemerkte Bebel in seiner Schlussrede, und diese Erklärung erklärt Alles. Die Resolution sollte die mittlere Linie darstellen, auf welcher sich die grosse Masse des Parteitages, einschliesslich Derer, die mit halbem Herzen zu Bernsteinschen Auffassungen neigten, zusammenfinden könnten. Nur Bernstein selbst und etwaige ihm durch Dick und Dünn folgende Anhänger sollten gefangen und entsprechend etikettirt werden. Der Fehler dabei war nur, dass Bebel das Resultat der Verhandlungen zog, bevor die Verhandlungen selbst stattgehabt hatten. In diesen kam ihm selbst — ich nehme das zu seiner Ehre an — wie manchen anderen als entschlossene „Bernsteinfresser“ nach Hannover gereisten Genossen die Erkenntniss, dass die „Bernsteinerei“ doch keine so ganz und gar gedankenlose, unbegründete und in jeder Hinsicht dämliche Sache sei. Er erkannte, dass die Fassung erweitert werden müsse, um der grossen Zahl der von Bernsteins Kritik nicht ganz unberührt gebliebenen Genossen annehmbar zu sein. Und andererseits fühlte er, dass irgendetwas eine Verengerung angebracht werden müsse, damit die waschechten „Bernsteinianer“ nicht etwa mit durchschlüpfen könnten.

Die zwei Aenderungen, die Bebel noch in Hannover an seiner Resolution vornahm resp. bereitwilligst vornehmen liess, sind ausserordentlich interessant zur Erklärung des Gesagten. Beide Aenderungen beziehen sich auf den Eingangssatz des letzten Abschnitts der Resolution. Derselbe lautete ursprünglich: „Nach all diesem liegt für die Partei kein Grund vor, weder ihr Programm, noch ihre Taktik, noch ihren Namen zu ändern“. Auf Anregung Stolzens ersetzte Bebel das Wort Programm durch Grundsätze und Grundforderungen und auf Anregung Schoenlanks acceptirte er das erläuternde Anhängsel, „d. h. aus der sozialdemokratischen Partei eine demokratisch-sozialistische Reformpartei zu machen.“

Welchen Sinn hatte die Ausmerzung des Wortes Programm? — Doch wohl den, dass die Urheber der Aenderung der Meinung waren, dass man doch nicht gut thue, sich nochmals auf gewisse Sätze

des Erfurter Programms festzulegen. Welche Sätze das waren, ergab die Situation mit genügender Klarheit; es waren die Sätze 1—4 der Programmeinleitung, um die hauptsächlich die theoretische Diskussion sich bewegte. In der Debatte war die Erkenntnis herausgetreten, dass die Konzentrationstheorie mindestens insofern zu konzentrieren sei, dass man die Landwirtschaft von der im Programm formulierten Entwicklungsschablone ausnehme. Des Weiteren war das Elend der Verelendungstheorie so offensichtlich geworden, dass Niemand mehr jemals an dieses „Mätzchen“ geglaubt haben wollte. Hinsichtlich der Krisentheorie hatte sich herausgestellt, dass sie selbst einer Krisis verfallen sei, die „immer umfangreicher und verheerender“ zu werden droht. Der immanente Widerspruch der Meinungen unserer gewiegtesten Theoretiker über die Natur und die muthmaasslichen Folgen des immanenten Widerspruchs in der kapitalistischen Wirtschaftsweise hatte ferner die „legendäre“ Zusammenbruchslehre aufs Schwerste kompromittirt, und der ergötzliche Kladderadatsch des Kladderadatschs gab dieser Illusion den Rest.

Alle diese jetzt abgeschüttelten falschen Vorstellungen sind aber in den Eingangssätzen des Erfurter Programms entweder direkt ausgesprochen oder doch als Konsequenz daraus ableitbar. Der naive Glaube an die unfehlbare Richtigkeit dieser Sätze ist in Hannover tödtlich getroffen worden. Dieses meines Erachtens im Interesse der gesunden Fortentwicklung unserer Partei sehr zu begrüßende Resultat der geistigen Gewitterstürme, die im Ballhof niedergegangen sind, konnte auch von Bebel nicht unbemerkt bleiben. Auch er wollte sich wohl nicht weiter auf die umstrittenen Sätze des Programms in ihrer derzeitigen Formulirung festlegen. Daher die bereitwillige Aenderung!

Wenn Genosse Singer in seinem Schlusswort erklärte, die Partei sei nicht geneigt, „auch nur ein Jota von ihrem Programm abzugehen“, so hat schon die Berichterstattung diesen Satz dahin abgeändert, dass sie das Wort Programm in Grundsätze umgeändert hat. Es entzieht sich meiner Kenntniss, ob und wie weit dies mit Zustimmung des Genossen Singer geschehen ist. Aber auch diese Aenderung ist bezeichnend. Auch sie ist kein Zufall, sondern aus dem allgemeinen Eindruck geboren, dass jene Sätze des Programms über die Entwicklung ihre autoritative Bedeutung verloren haben.

Diese Herausbugsirung des Wortes Programm aus Bebels Resolution wie aus Singers Rede wirft auch Kautskys Behauptung über den Haufen, die Resolution Bebel erkläre klar und unzweideutig, dass die bisherigen Kritiken keine Veranlassung geben, „an dem Wesen und den Aeusserungen unserer Partei irgend etwas zu ändern“. — An dem „Wesen“ allerdings nicht; wenigstens nicht an dem, was auch die „Bernsteinianer“ als das Wesen unserer Bewegung anerkennen. Wohl aber an den „Aeusserungen“. Denn dazu gehören auch jene Programmsätze, die die Bebelsche Resolution in ihrer veränderten Fassung nicht mehr zu decken wagte. Angesichts dessen sollte sich auch Genosse Kautsky darüber trösten, dass das Ergebniss der so intensiven und lang andauernden Diskussion „vom Standpunkt der Theorie ein geringer Gewinn“ sei. Die „Bernsteinianer“ sind mit diesem Gewinn vollauf zufrieden!

Das andere Amendement, das auf den Namen Schoenlank getauft ist, verdient von der heiteren Seite genommen zu werden. Es ist aus dem Bedürfniss entstanden, die „klarste und unzweideutigste“ Fassung der Resolution immer noch klarer und unzweideutiger zu machen. Es sollte die Schlinge sein, in der die „Bernsteinianer“, nach der Vorstellung des Einbringers, unweigerlich hängen bleiben mussten. Und Bebel acceptirte den Zusatz in der Meinung, seine Resolution dadurch „zweckentsprechender“ zu gestalten. Hätte er's doch nicht gethan!

Wer die betreffende Stelle des Bernsteinschen Buches, auf welche das Amendement Schoenlank gemünzt ist, unbefangen liest, der weiss, was Bernstein damit sagen wollte, als er der Partei rieth, „das scheinen zu wollen, was sie heute in Wirklichkeit ist“, nämlich: „eine demokratisch-sozialistische Reformpartei“. — Bernstein polemisiert dort gegen seine „sozialrrrevolutionären“ Widersacher, die den blanquistischen Glauben an die schöpferische Kraft der revolutionären Gewalt noch nicht abgestreift haben. Er misst denselben — offenbar durch die Quantität ihrer Produktionen in einigen unserer Parteiorgane über ihren Einfluss getäuscht — eine viel zu grosse Bedeutung bei; glaubt es mit einer grossen Strömung in der Partei zu thun zu haben. Dem gegenüber wollte er mit dem Wort Reformpartei nichts Anderes ausdrücken, als dass das Wort revolutionär für uns nicht das Streben nach Gewaltakten bedeute, sondern, wie Bebel es im Leipziger Hochverrathsprozess erklärte, „immer nur in dem friedlichen Sinne der Entwicklung“ gemeint sei. Den Widerspruch, den Bernstein zwischen der mit den friedlichen Mitteln der Gesetzgebung etc. arbeitenden Partei und den „rrrevolutionären“ Phrasen jener gewaltgläubigen Theoretiker klaffen sah, sollte die Partei beseitigen. Die Sozialdemokratie solle sich nicht „ändern“, sondern sie solle sich in ihren Worten als nichts Anderes geriren, als was sie der Sache nach schon lange ist.

Soweit also jenes Amendement einer Aenderung des praktisch-politischen Charakters der Partei entgegneten sollte, war es für die „Bernsteinianer“ sinnlos und für ihre Abstimmung völlig belanglos. Soweit es aber speziell gegen die eventuelle Aenderung des Namens der Partei gerichtet war — vergl. Bebels Schlussrede! — hatten die Vertreter der Bernsteinschen Sache erst recht keinen Grund, dagegen zu stimmen.

Für eine Aenderung des alten, guten, bewährten und klangvollen Namens unserer Partei würden die „Bernsteinianer“ schon aus rein taktischen Gründen nicht zu haben gewesen sein, selbst wenn der neue Name besser wäre, wie der alte. Aber was wäre das für ein Name — demokratisch-sozialistische Reformpartei!? — Der Genosse Bernstein möge es mir nicht übel nehmen, ich verstehe und erkenne als berechtigt an, was er mit diesem Ausdruck gegenüber den „Sozialrrrevolutionären“ sagen wollte; aber nichts desto weniger ist es ein sprachlicher Widersinn, wenn anders die Terminologie des wissenschaftlichen Sozialismus noch gelten soll. Was verstehen wir denn unter sozialistisch? Doch wohl eine auf Aenderung des Prinzips unserer Wirthschaftsweise abzielende Bewegung. Im Gegensatz dazu verstehen wir unter Reformpartei eine nicht auf Aenderung des Wirthschaftsprinzips selbst, sondern nur auf Aenderungen oberflächlicher Natur ausgehende Bestrebung. Nicht in der Methode

des Vorgehens, sondern im Ziel liegt das Unterscheidungsmerkmal. Wie kann es also eine „sozialistische Reformpartei“ geben? Das wäre eine Partei, die sich die Durchsetzung eines neuen Wirthschaftsprinzips zum Ziel setzte und zugleich nicht zum Ziel setzte.

Am wunderbarsten aber ist, dass unsere Sozialrrrevolutionäre, diese einzig klaren Köpfe und Träger präziser Begriffe, diesen Ausdruck acceptiren und ihn ohne Gänsefüßchen in ihr Amendement aufnehmen konnten! Für sie muss doch das Wort sozialistisch erst recht gleichbedeutend sein mit sozialrevolutionär, eine sozialistische Reformpartei also gleichbedeutend sein mit einer „sozialrevolutionären Reformpartei“. Eine schöne Bildung! — Sie haben das Wort sozialistisch hier offenbar im Sinne von sozial gebraucht. Eine für so illustre Logiker ganz unerhörte Schlamperei. Demokratisch-sozialistische Reformpartei sollte so viel heißen wie demokratisch-soziale Reformpartei. Das, so unterstellten sie, wolle Bernstein. Hier, glaubten sie, hätten sie das Unterscheidungsmerkmal gefunden; hier sei die Achillesferse; hier müsse man ihn treffen. Ja, es sind Schlauköpfe!

Und wenn wirklich Einer unter den „Bernsteinianern“ gewesen wäre, der lieber ein „Sozialer“ als ein „Sozialist“ sein wollte, so hätte selbst diese schwachmüthige Seele die Namensänderung ablehnen, also für das Amendement Schoenlank stimmen müssen, sientemalen in unserem alten Namen ja gar nichts von sozialistisch steht. Wir nennen uns seltsamerweise nicht sozialistischdemokratische, sondern nur sozialdemokratische Partei. Die uns zugemuthete Namensänderung wäre also eine Verschärfung gewesen. Pech über Pech! —

Was den übrigen Inhalt des letzten Abschnitts betrifft, um das gleich mit abzuthun, so geht er von der Unterstellung aus, Bernstein und die ähnlich denkenden Genossen hätten die Absicht, die Stellung der Partei, gegenüber der bestehenden Staats- und Gesellschaftsordnung und den bürgerlichen Parteien, „zu verschleiern oder zu verrücken“. Das ist eine Unterschlebung, auf deren sachliche Zurückweisung nochmals einzugehen sich nach dem Gang der Diskussion erübrigt.

Aber: Absatz 1 und 2 der Resolution! Wie in aller Welt konnten die „Bernsteinianer“ dafür stimmen?

Der erste Absatz lautet: „Die bisherige Entwicklung der bürgerlichen Gesellschaft giebt der Partei keine Veranlassung, ihre Grundanschauungen über dieselbe aufzugeben oder zu ändern.“ — Also die Grundanschauungen der Partei über den Gang der Entwicklung sollen nicht geändert werden! Ja, aber welches sind denn diese „Grundanschauungen“? — Mich will bedünken, als ob sich der ganze Streit gerade um diese Frage drehe, welche Anschauungen mit Recht den Anspruch darauf erheben dürfen, die „Grundanschauungen“ der Partei über den Gang der Entwicklung zu heißen. Die Resolution vergisst also die Hauptsache, nämlich: uns zu sagen, welche Anschauungen sie mit diesen Grundanschauungen meint.

Sollten damit etwa die vier ersten Absätze des Erfurter Programms gemeint sein? Wenn dieses Gemisch von Wahrheit und Dichtung, That-sachen und Hypothesen, Problemen und Prophezeiungen darunter hätte

verstanden werden sollen, dann hätte das dazu gesetzt werden müssen. Dann würde ich dagegen gestimmt haben und mit mir wahrscheinlich die Mehrheit des Parteitag und hoffentlich Bebel selbst. Was ich über die Bedeutung des Amendements Stolten im letzten Abschnitt der Resolution gesagt habe, enthebt mich der Nothwendigkeit, das noch weiter zu begründen. Die Scheu vor dem Wort Programm beweist zur Genüge, dass der Glaube an die Unfehlbarkeit des „papierenen Papstes“ in die Brüche gegangen war.

Es bleibt also nur die Annahme, dass unter den „Grundanschauungen“ der Partei über den Gang der Entwicklung der bürgerlichen Gesellschaft die Vorstellung zu verstehen sei, dass dieselbe dem Prozess der Demokratisierung auf politischem und der Sozialisierung auf wirtschaftlichem Gebiete unweigerlich verfallen sei. Das halte ich für die Grundanschauung aller übrigen „Grundanschauungen“, und da die Fassung der Resolution dieser Auffassung in keiner Weise entgegentritt, so habe ich ohne Weiteres dafür gestimmt.

Nicht so leicht ist mir die Zustimmung zum zweiten Abschnitt geworden. Wenn im Eingang desselben bemerkt wird: „Die Partei steht nach wie vor auf dem Boden des Klassenkampfes“ . . . so ist das eine auch von Bernstein anerkannte selbstverständliche Thatsache, an der kein Sozialdemokrat was auszusetzen hat. Ebenso selbstverständlich sollte allerdings auch die Auffassung sein, dass wir — was an uns liegt — diesen Klassenkampf nicht mit den Mitteln brutaler Gewalt führen wollen und dass sein „Endziel“ nicht auf die Bevorrechtung, sondern die soziale Gleichberechtigung der Arbeiterklasse inmitten des Volksganzen ausgeht. Es handelt sich nicht um die Aufrichtung einer neuen, sondern um die Abschaffung jeglicher Klassenherrschaft.

Weiter wird in diesem Absatz gesagt, dass die Befreiung der Arbeiterklasse „nur ihr eigenes Werk sein kann“. Auch damit kann ich mich einverstanden erklären, obgleich Bebel in seiner Schlussrede das Wörtchen „nur“ dreimal unterstrichen hat und damit einen „scharfen Gegensatz zu Bernsteins Ausführungen“ zu statuiren glaubte. Bernstein sagt im Hinblick auf die aus anderen Lagern zu uns stossenden Kämpfer, es sollte besser „in erster Linie“ heissen. Bebel donnert ihm entgegen, nein, „nur“ muss es heissen, fügt aber sofort mit gedämpfter Stimme hinzu: „so angenehm und lieb uns Elemente aus anderen Klassen sind, wenn sie zu uns kommen.“ Ist das nicht lediglich ein Streit um Worte? Bebel besteht auf seinem „nur“, und in demselben Athemzug schränkt er es ein im Hinblick auf Leute wie Lassalle, Marx, Engels, Liebknecht, Singer und — last not least — Bebel selbst! Ich bin der Meinung, dass die Mitarbeit dieser Männer ganz wesentlich an dem Befreiungswerk der Arbeiterklasse mitgeholfen hat; ohne sie wäre die Arbeiterklasse heute noch lange nicht so weit, als sie es thatsächlich ist. Daher kann das Bebel'sche „nur“ sachlich nichts Anderes bedeuten, als das Bernsteinsche „in erster Linie“. Will man aber das Wort Arbeiterklasse im weiteren Sinne fassen und mit Lassalle unter Arbeiter Jeden verstehen, „der eine der Gesellschaft nützliche Arbeit verrichtet“, gut, dann mag man nur „nur“ sagen und das liebe Wörtchen so oft und dick unterstreichen, wie man will!

Nun aber kommt mein vorbehaltenes Körnchen Salz. Es heisst in der Resolution weiter: Die Partei betrachtet es „als geschichtliche Aufgabe der Arbeiterklasse, die politische Macht zu erobern, um mit Hilfe derselben durch Vergesellschaftung der Produktionsmittel und Einführung der sozialistischen Produktions- und Austauschweise die grösstmögliche Wohlfahrt Aller zu begründen“. — Wäre im Eingang des Satzes gesagt: Die Partei betrachtet es als ihre geschichtliche Aufgabe u. s. w., statt: als die geschichtliche Aufgabe der Arbeiterklasse u. s. w., dann hätte ich ohne wesentliche Bedenken auch diesem Theil der Resolution zustimmen können. Die Partei, d. h. die politische Kampforganisation der Arbeiterschaft, kann mit Recht als ihre geschichtliche Mission die Eroberung der politischen Macht proklamiren, um „mit ihrer Hilfe“ die Sozialisirung zu vollziehen (wobei ich mir denke, dass die Partei nicht etwa wartet, bis sie die ganze politische Macht erobert hat, um dann erst mit der Sozialisirung zu beginnen, sondern, dass sie schon vorher jedes Quentchen politischer Macht, das sie erobert, dazu benutzt, um den wirthschaftlichen Umbildungsprozess im Sinne des sozialistischen Prinzips zu fördern). Die geschichtliche Aufgabe „der Arbeiterklasse“ aber umspannt neben der Eroberung der politischen Macht noch weitere Mittel zur Sozialisirung; sie umspannt auch den gewerkschaftlichen und den genossenschaftlichen Kampf behufs Eroberung wirthschaftlicher Macht. Die Bebelsche Fassung ist also zu eng. Und hier ist die Stelle, wo er den Kernpunkt der Kontroverse zwischen den beiden Richtungen streifte. Allerdings nur streifte, ohne ihn scharf und klar herauszuheben, aus dem einfachen Grunde, weil er sich des springenden Punktes bei Abfassung der Resolution noch garnicht klar bewusst war.

Was mir aber trotz dieser schiefen Fassung den Absatz so lieb machte, dass ich für ihn stimmte, liegt in der letzten Zeile desselben. Dort giebt Bebel nämlich eine vortreffliche Präzisierung unseres wahren und wirklichen *Endziels*. Es lautet: *die grösstmögliche Wohlfahrt Aller!* Jawohl, das ist es! Ich drücke dem Genossen Bebel die Hand. Ich wusste, dass er im Grunde seines Herzens doch ein Ethiker ist, ein Ethiker im Ziel, und darum auch, trotz aller Gegenrede, ein Ethiker (ohne Gänsefüsschen!) in den Mitteln.

Also: die grösstmögliche Wohlfahrt Aller ist das Endziel. Dabei bleibt es! Und was sonst noch an „Endzielen“ in der Partei herumläuft, ist nichts als Mittel zum Zweck der Erreichung jenes einen wirklichen Endziels. Die „Vergesellschaftung der Produktionsmittel“ ist auch nur Mittel zum Zweck. Nicht um der Schönheit des sozialistischen Prinzips willen, sondern um der grösstmöglichen Wohlfahrt Aller willen kämpfen wir. Diesem Endziel hat sich Alles unterzuordnen, selbst das sozialistische Prinzip. Letzteres halten wir für das geeignetste Mittel zur Herbeiführung der grösstmöglichen Wohlfahrt Aller, und das macht uns zu Sozialisten. Aber selbst das sozialistische Wirthschaftsprinzip müsste sich Einschränkungen nach Zeit, Art und Umfang seiner Durchführung gefallen lassen, wenn wir eines Tages zur Ueberzeugung kämen, dass seine radikale Durchführung nicht oder noch nicht der grösstmöglichen Wohlfahrt Aller diene. Die Gesellschaft selbst steht uns

höher, als ihre Form, — das sagt das Bebelsche Endziel. Das ist der Kardinalpunkt, und um seinetwillen hätte ich es fertig gebracht, nicht nur mit einem Körnchen, sondern mit einem ganzen Pfund Salz an inneren Vorbehalten für seine Resolution zu stimmen.

Die organisatorischen Aufgaben der deutschen Arbeiterklasse und die Arbeitersekretariate.

Von

Simon Katzenstein.

(Mannheim.)

Das Grundgesetz des Lebens heisst Organisation. Die unbelebte Natur wird von bestimmten physikalischen und chemischen Gesetzen beherrscht, die in dem geregelten Aufeinanderwirken der verschiedenen Kräfte, in der Anordnung der Atome, der Bildung der Krystalle, der Erdschichten u. s. w. zum Ausdruck kommen. Und die belebte Natur: Pflanzen- und Thierwelt, die man auch als die organische bezeichnet, stellt vom Entstehen und Vergehen der einfachsten Pflanzenzelle bis zum Leben der höchst entwickelten Wesen und ihrer Verbände nur immer neue Formen der Organisation dar: des geordneten Zusammenschliessens und Aufeinanderwirkens der Kräfte und Stoffe zu regelmässigen Gebilden, die in steter Entwicklung die ungeschiedene, rohe Masse zu kunstreich gestalteten Individuen, Wesen eigener Art, fortbildet und durch den Vorgang der Differenzirung die Arbeitstheilung der einzelnen Organe im Dienste des Lebens des Gesamtkörpers herbeiführt.

Der gleiche Naturtrieb, der Ausdruck des gleichen „Willens zur Ordnung“ im Leben der Welt ist es, der auch die Menschen zum Zusammenschluss, zum geordneten Zusammenwirken zwecks Erfüllung gemeinsamer Lebensaufgaben antreibt. Aus den Familienhorden der Urzeit entwickeln sich in reicher Gliederung infolge innerer Entfaltung (Differenzirung) und äusseren Zusammenschlusses und Ineinanderwachsens (Organisation) der einzelnen Gemeinschaften die verschiedenen Gesellschaftsformen, die in immer neuer Verwandlung und Fortbildung alle Kulturformen von den Naturvölkern bis zur modernen zivilisirten Menschheit darstellen. Innerhalb der einzelnen Gesellschaften ordnen sich die Menschen nach lokalen, beruflichen und geistigen Gruppierungen. Zumal die Entwicklungsstufe, die wir Mittelalter nennen, ist bezeichnet durch eine überaus reiche und doch im Wesen von bestimmten, gleichartigen Kräften beherrschte Gliederung der Markgenossenschaften, Gilden, Zünfte, Gesellenverbände, des Lehenswesens und der Kirchenorganisation. Mit dem Aufkommen neuer mächtiger Kräfte der Produktion, des Verkehrs und des geistigen Lebens wird diese Form zu eng. Die alte Hülle der überlieferten Rechtsformen muss weichen, und durch die Wirkung der über sie hinausgewachsenen Kräfte und neuen Gebilde entsteht in gewaltiger Machtentfaltung die moderne bürgerlich-kapitalistische Gesellschaft.

Diese neue Gesellschaft hat die Klassenscheidung, die seit dem Absterben der alten Gentilgesellschaften durch Einführung des Privateigenthums am Boden, Aufkommen der Sklaverei, auswärtigen Handel u. s. w. die Menschen in gegen-

sätzliche soziale Klassen getrennt hat, nicht beseitigt, vielfach sogar verschärft. Gleichzeitig aber hat sie den grössten Theil der alten, rechtlich festgelegten Standesunterschiede beseitigt und so den demokratischen Gedanken der bürgerlichen Gleichheit vor dem Gesetz zur Anerkennung, in vielen Beziehungen selbst zur Verwirklichung gebracht. Und die durch den Gang der sozialen Umgestaltung bestimmte Weiterbildung dieses Gedankens führte zur Forderung einer tieferen, wahren, sozialen Gleichberechtigung, zu deren Verwirklichung in langen Kämpfen den Herrschenden eine Reihe von Mitteln: Koalitionsrecht und Versammlungsfreiheit, Pressfreiheit und Wahlrecht u. a., abgerungen wurden. Alle reaktionären Versuche, die nur vorübergehende, wenn auch noch so schwere Hemmnisse und Krisen hervorzurufen vermögen, können diesen Entwicklungsgang nicht mehr im Grundzuge ändern. So erscheint uns die bürgerliche Gesellschaft des Kapitalismus als der Uebergang von der feudal-absolutistischen Ordnung des Wirthschaftslebens zu der genossenschaftlich-demokratischen der Zukunft: dem Sozialismus. Und heute bereits gilt, wenn auch erst in bescheidenem Umfange das Wort: „die Fabrik ist nicht mehr das Haus des Arbeitgebers, sondern ein grosser öffentlicher sozialer Organismus“¹⁾ — allen Entrechtungsbestrebungen zum Trotz. Sache der Zukunft und der politischen Aktion bleibt es, aus den sozialen Voraussetzungen die Konsequenzen zu ziehen, Vieles, was durch jahrzehntelange Vorbereitung angebahnt ist, mit einem Schlage zur Verwirklichung zu bringen.

Denn die neue Gesellschaft entwickelt sich auf weit höherer Grundlage, als jene alte, die der kapitalistischen vorangegangen ist. Die kapitalistische Entwicklung hat eine so gewaltige Ausdehnung und Erhöhung der Produktivkraft der Gesellschaft herbeigeführt, dass das, was früher eine Utopie sein mochte, heute eine unschwer zu erfüllende Möglichkeit geworden ist: jedem Gliede der Gesellschaft eine menschenwürdige Erziehung und weiterhin, sofern es arbeiten will, eine gesicherte und den geltenden Kulturansprüchen angemessene Existenz zu schaffen.

Und ferner hat die neue Ordnung auch ganz neue, den früheren Gesellschaften unbekannte Formen der Organisation der Menschen und der Arbeit ausgebildet. Anfangs zwar schien es, als sollte die neue kapitalistische Wirthschaft mit der Auflösung der alten, längst entarteten Innungen, der Verschleuderung der Reste des Gemeineigenthums am Boden, der Abschaffung der alten beschränkenden Gewerbepolizeiordnungen u. s. w. zu einer völligen Regellosigkeit führen: einer wirthschaftlichen Anarchie, die, auf jeden bestimmten Plan verzichtend, nur durch das Walten der Gegensätze des Einzelegoismus den gesellschaftlichen Bedürfnissen zu genügen wähte. Aber solche Tendenz zur Anarchie ist immer nur eine Uebergangserscheinung, die bei der Beseitigung veralteter und unerträglich gewordener Formen und vor der naturgemässen Neubildung passender vorübergehend auftritt. Die neuen Bedürfnisse schufen sich neue Organisationen.

Die kapitalistischen Unternehmungen, deren typische Form immer mehr die Aktiengesellschaft wird, schliessen sich immer enger zu Syndikaten und Trusts zusammen. Kleingewerbe und Landwirthschaft vereinigen sich in künstlich neu belebten Innungen, in Bauernvereinen, Einkaufs- und Verwerthungsgenossenschaften aller Art. Und die besitzlosen Massen der Arbeiterklasse, die auf dem tiefen Grunde der Gesellschaft leben, deren einziges Produktionsmittel die Arbeits-

¹⁾ Prof. Gierke auf dem Kongress des Vereins für Sozialpolitik. 1897.

kraft ist, die sie darum in fremdem Dienste verwerthen müssen, werden gleichfalls zu immer engerem Zusammenschlusse durch Nothwendigkeit und Einsicht getrieben.

Zum Schutze ihrer Rechte im öffentlichen Leben, zur Wahrung ihrer Interessen durch unmittelbares Einwirken auf Gesetzgebung und Verwaltung, zur Beeinflussung der sozialen und Kulturverhältnisse in Staat und Gemeinde schliessen sie sich als Staatsbürger zusammen in der sozialdemokratischen Partei, der Vorkämpferin und Vertheidigerin der Arbeiter- und Kulturinteressen aller Art. In einem gewissen Umfange vermögen sie so bereits in der kapitalistischen Gesellschaft, durch Ausnutzung der ihnen durch die politische Verfassung und die soziale Gesetzgebung gebotenen Rechte und Organe auf die Thätigkeit des sozialen Organismus in ihrem Sinne einzuwirken. Und in steigendem Maasse tritt hier in den Vordergrund die kommunale Sozialpolitik, die Bethätigung der sozialen Grundgedanken auf dem engeren Gebiete der Gemeinde.

Diese bedeutet bereits eine gewisse Organisation des Konsums in bestimmten Richtungen. Unmittelbar aber organisiren sich die Konsumenten, um der Ausbeutung durch Zwischenhandel und Bodenspekulation so viel als möglich zu entgehen, in Konsum- und Baugenossenschaften.

Und als Produzenten, richtiger Werkzeuge der Produktion, vereinigen sich die Arbeiter in Berufsvereinigungen: den Gewerkschaften. Deren Zweck ist, die Stellung der Arbeiter durch das Mittel der Organisation im Produktionsprozess günstiger zu gestalten, als es die vereinzelt Arbeiter ohne den Rückhalt der Vereinigung vermöchten. Sie bezwecken die Verbesserung der Betriebsverhältnisse: Ausschluss von Unfall- und Krankheitsgefahr und eine Verkürzung der Arbeitszeit auf das mit den Forderungen der Gesundheit und den Kulturbedürfnissen verträgliche Maass; Erhöhung des dem Arbeiter in der Form des Lohnes zufließenden Antheils am Arbeitsertrag; Mitwirkung der Arbeiter bei Feststellung der Arbeitsbedingungen: kurz die Umgestaltung der selbstherrlichen, absolutistischen Regelung des Privatbetriebs in eine konstitutionelle, durch Mitwirkung aller beteiligten Faktoren geregelte Ordnung, die wieder einen Uebergang bildet zu der allmählich in steigendem Maasse zu verwirklichenden demokratischen Ordnung des Sozialismus: möglichste Gleichberechtigung Aller in der Ordnung des Betriebes wie bei der Vertheilung des Ertrags. Da zu derartiger Fortbildung des Arbeitsverhältnisses der Umfang der einzelnen Betriebe in der Regel zu gering, auch eine möglichst grosse Gleichförmigkeit in der Einrichtung der verschiedenen Betriebe erwünscht ist, so geht das Bestreben der Arbeiter dahin, den individuellen, zwischen dem einzelnen Unternehmer und seinen Arbeitern abgeschlossenen Arbeitsvertrag zu ersetzen durch den korporativen Vertrag der Verbände der Arbeiter und Unternehmer. Diese Aufgaben lassen sich meist nur durch Ueberwindung heftigen Widerstands der Unternehmer mittelst der wirthschaftlichen Kampfeswaffen des Streiks, der Sperre, des Boykotts u. a. erfüllen. So erhält die Gewerkschaft den Charakter der Kampforganisation, unsomehr, als sie meist genöthigt ist, die eigene Existenz gegen die Unterdrückungsversuche der Unternehmer zu vertheidigen und ihre thätigsten Mitglieder in ihrer Arbeitsstellung vor willkürlichen Maasregelungen zu schützen.

Aber der Kampfcharakter der Gewerkschaft ist nicht der einzige. Die Gewerkschaft hat die Aufgabe, ihren Mitgliedern auf allen mit dem Arbeitsverhältniss direkt oder indirekt zusammenhängenden Gebieten die Vortheile zu

bieten, die durch Vereinigung der Personen, der materiellen und geistigen Kräfte zu gewinnen sind. Sie sucht einen praktischen und möglichst billigen Arbeitsnachweis, wenn möglich selbständig, sonst in Gemeinschaft mit Unternehmern und Gemeinde, einzurichten. Sie pflegt das Unterstützungswesen. Da in Deutschland die Kranken-, Unfall- und Invalidenversicherung Sache besonderer Kassen und Organe ist, kann es sich hier höchstens um Zuschussleistung handeln. Vornehmlich jedoch gilt als Gegenstand des gewerkschaftlichen Unterstützungswesens die Versicherung gegen die mit den Wechselfällen des Berufs selbst verknüpften Unbilden: Reise- und Arbeitslosen-Unterstützung, deren Zweck neben dem nächsten der Unterstützung auch die Heranziehung sonst indifferenten Elemente und die Verhinderung des Druckes der erwerbslosen Elemente auf die Arbeitsverhältnisse wie auch eines übergrossen Wechsels im Bestande der Gewerkschaften ist. Daran schliesst sich naturgemäss die Regelung des Herbergswesens, die eine Zusammenfassung der gewerkschaftlichen Kräfte ermöglicht und eine enge Berührung mit dem Konsumgenossenschaftswesen mit sich bringt.

Dazu kommen die Tätigkeitsgebiete der Gewerkschaft, die sich aus der sozialen Gesetzgebung und Verwaltung des Staates und der Gemeinde ergeben. Wie die organisirten Arbeiter das Eingreifen der Gesellschaft in die Arbeitsverhältnisse und das Leben des Arbeiters in der Form der Arbeiterschutzgesetzgebung, der Arbeiterversicherung und der Ausdehnung der Gemeinbetriebe durch ihre Kämpfe, ihre Anstalten der Selbsthilfe und durch aufklärende Agitation vorbereitet haben, so bleibt es auch ihre Aufgabe, die Vollziehung dieser Gesetze in einem den Arbeiterinteressen entsprechenden Geiste zu überwachen. Sie treten durch Beschwerdekommmissionen mit den Gewerbeinspektoren in Beziehung, denen sie so die Erfüllung ihres Berufs erleichtern. Sie wirken auf eine den Interessen der Arbeiter entsprechende Zusammensetzung der Krankenkassenvorstände und der durch diese zu wählenden schiedsgerichtlichen Organe, auf sachgemässe, den allgemeinen Arbeiter- wie den speziellen Berufsinteressen angemessene Besetzung der den Arbeitern in Rechtsprechung und gewerblicher Verwaltung: Gewerbegerichten, Gesellenausschüssen etc., offenstehenden Stellen. Sie verhandeln mit den Gemeindebehörden als Arbeitgebern wie als autonomen sozialpolitischen Verwaltungsorganen: kurz, sie suchen den geringen der Arbeiterklasse zur Wahrung ihrer beruflichen Rechte und Interessen eingeräumten und stets durch reaktionäre Bestrebungen gefährdeten Spielraum der Kräfte nach Möglichkeit zu Gunsten der Arbeiter auszunutzen. Dazu wirken sie mittelbar durch ihre ganze Tätigkeit auf Hebung des Solidaritätsgefühls und des Bewusstseins der moralischen Verantwortlichkeit, auf Erweiterung der Gesetzeskenntniss und des volkswirtschaftlichen Urtheilsvermögens, unmittelbar durch die Veranstaltung von Vorträgen, Verbreitung der Fachpresse, Errichtung von Bibliotheken und Fachkursen auf die geistige und sittliche Hebung ihrer Mitglieder und auf Förderung ihrer beruflichen und allgemeinen Interessen. So bereiten sie die Arbeiter vor auf die Erfüllung ihrer geschichtlichen Aufgabe, bieten Handhaben zu einer künftigen rascheren an die Eroberung der Staatsgewalt geknüpften Umgestaltung, die sie durch ihre Tätigkeit vorbereiten, niemals, aber so wenig wie Genossenschaften und Reformpolitik aller Art, auf dem Boden der heutigen Gesellschaft ersetzen können. Sie fassen ihre Kräfte nach Berufen in Zentralisationen und Industrieverbänden, lokal in Gewerkschaftskartellen und Arbeitersekretariaten zusammen.

Eine wichtige Aufgabe der Arbeiterorganisation ist die sachgemässe Ertheilung von Auskunft in rechtlichen und sozialpolitischen Angelegenheiten. Die moderne wirthschaftliche Entwicklung, die immer mehr Arbeiter aus dem engen Rahmen des vertrauten heimischen Lebenskreises herausreisst und in die Wirbel des industriellen und grossstädtischen Lebens hineinwirft, hat an sich eine Fülle von wirthschaftlichen Fragen und Aufgaben geschaffen, die früheren Zeiten unbekannt waren. Dazu ist, durch sie veranlasst, eine Menge von theilweise sehr umfangreichen und verwickelten Gesetzen getreten, deren Verständniss noch durch die vielspältigen Auslegungen der juristischen Wissenschaft wie der gerichtlichen und Verwaltungspraxis erschwert ist. So hat sich ein eigenes Wissensgebiet des Sozialrechts und der Sozialpolitik entwickelt, auf dem nur noch der Fachmann völlig heimisch sein kann. Auch die Masse und Komplizirtheit der übrigen Gesetze macht es nothwendig, zur Ermöglichung sachgemässer und wohlfeiler Auskunftsertheilung im einzelnen Fall eigene Organe zu schaffen. Die Auskunftsertheilung in Rechtsfragen, namentlich im Bereiche der sozialen Gesetzgebung ist daher die nächste und ihrer praktischen Wichtigkeit wegen eine besonders bedeutsame Aufgabe des Arbeitersekretariats.

Sie umfasst vornehmlich die Gewerbeordnung, speziell den auf die Stellung der Arbeiter bezüglichen Titel VII. nebst den zum Zweck des Arbeiterschutzes erlassenen Bundesrathsverordnungen (über die Arbeit in Spiegelbelegen, Tabakfabriken, Bäckereien, Buchdruckereien u. s. w.) und Ausführungsverordnungen der Einzelstaaten; die Gesetze betr. die Unfallversicherung, Invalidenversicherung, Krankenversicherung der Arbeiter, die Kranken- und Unfallversicherung der landwirthschaftlichen Arbeiter u. s. w., ferner die einschlägige Auslegungslitteratur, die Entscheidungen des Reichsgerichts und namentlich des Reichsversicherungsamts und der Gewerbegerichte. Dazu kommen die arbeiterrechtlichen Vorschriften der Zivilgesetzbücher; des neuen Bürgerlichen Gesetzbuchs, eventuell der Landesrechte und Ortsstatuten, des Handelsgesetzbuchs wie der Gesindeordnungen; ferner die allgemeinen zivilrechtlichen Bestimmungen über Miethrecht, Eherecht, Alimentationsangelegenheiten, die Fragen des Zivilprozesses, des Konkursrechts und der Zwangsvollstreckung etc.; weiter die öffentlichrechtlichen betr. Staatsangehörigkeit, Bürger- und Wahlrecht, Armenwesen, Eheschliessung. Und nicht minder sind von grosser Wichtigkeit Strafrecht und Strafverfahren, Strafvollstreckung, Gerichtskostenwesen u. a. m. Diese Aufgabe erfordert eine ausreichende Vertrautheit mit den Grundsätzen und den wichtigsten Einzelheiten der einschlägigen Gesetzgebung und Gerichtspraxis, die durch Studien und praktische Thätigkeit vorbereitet sein muss, um durch die Praxis des Sekretariats selbst sich in vollem Maasse auszubilden. Sie erfordert ferner die Befähigung zur sachgemässen mündlichen Auskunftsertheilung. Diese hat zur Voraussetzung Kenntniss der sozialen Verhältnisse, die ein völliges Verständniss der Bedürfnisse des Fragestellers ermöglicht, die Fähigkeit gemeinverständlicher Ausdrucksweise und eine gewisse Menschenkenntniss. So wird der Arbeitersekretär im Stande sein, Zweifel über Rechtsfragen aufzuklären, in Ergänzung der Aufgaben des Gewerbegerichts manchen Rechtsanspruch, der sonst durch Unverständniss oder Aengstlichkeit nicht zur Geltung gebracht würde, zur Anerkennung zu verhelfen. Und andererseits wird er dem vielfach noch bestehenden Mangel an Rechtskenntniss und Gewissenhaftigkeit, wie er noch in weiten Kreisen herrscht, entgegenzuwirken, neben geklärter Rechtskenntniss ein geläutertes Rechts-

gefühl zu verbreiten vermögen, damit die noch schlummernden Ansprüche zahlreicher Arbeiter an ein menschen- und kulturwürdiges Dasein erst wecken und somit in seinem Kreise aufrüttelnd und revolutionärend wirken.

Weiter muss er in der Lage sein, die nöthigsten Schriftsätze, als Klageschriften, Beschwerden, Eingaben an die Heimathsbehörden u. A., vornehmlich die aus den Streitigkeiten der Unfallversicherung sich ergebenden, anzufertigen. Dem Anwaltszwang unterliegende oder auch sehr verwickelte Angelegenheiten sind dabei den Rechtsanwältten zuzuweisen.

Nothwendig ist es, in jedem Falle den Thatbestand möglichst genau festzustellen und für jeden einzelnen Fall selbst der rein mündlichen Auskunftsertheilung eine Notiz zu machen, für jeden wichtigeren ein Aktenstück anzulegen, das eine kurze Darstellung des vorgetragenen Falles wie die ertheilte Auskunft enthält. Es bezweckt, bei etwa weiterer Befassung mit der Sache die Arbeit der Neuinformation zu ersparen, bei etwaigem Missverständniss der Auskunft durch den Fragesteller die thatsächlich ertheilte Auskunft jederzeit feststellen zu lassen. Auch soll es dem Sekretär die Gewinnung einer festen Praxis, zumal an Hand der nach Möglichkeit hinzuzufügenden Entscheidung der Gerichte oder Behörden, sowie die Sammlung sonst werthvoller Thatsachen und Bemerkungen ermöglichen.

Doch das Arbeitersekretariat ist nicht nur Rechtshilfe-Organ, vielmehr soll es in jeder Hinsicht den Bestrebungen der organisirten Arbeiterschaft dienen, wozu der tägliche Verkehr mit den Arbeitern und die ständige Beschäftigung mit ihren Lebensbedingungen eine gute Grundlage bietet. Dazu gehören theoretische Feststellungen sozialer Verhältnisse, wie sie sich anlässlich der Auskunftsertheilung, durch den Verkehr mit den Organisationen und den Behörden wie durch besondere Studien und Erhebungen ergeben. Es gilt, die Berichte der Gewerbeaufsichtsbeamten, der staatlichen und städtischen statistischen Aemter, der Gemeindebehörden, Handels- und Gewerbekammern, der Gewerbeberichte und Krankenkassen, die Drucksachen der parlamentarischen und kommunalen Körperschaften, wissenschaftliche Veröffentlichungen, Gerichtserkenntnisse u. a. m. zu verwerthen und das für die Arbeiterbevölkerung des Gebiets Wichtigste in zweckmässiger Anordnung und volksthümlicher Form der weiteren Oeffentlichkeit zugänglich zu machen. Dazu bedarf es der engen Fühlung mit der Arbeiterpresse, die bei der Gemeinsamkeit des Ziels leicht zu erzielen und beiden Organen durch gegenseitige Unterstützung nützlich sein wird.

Die dritte und nicht unwichtigste Aufgabe des Arbeitersekretärs ist das Zusammenarbeiten mit den Gewerkschaften und den sozialpolitischen Organen der Arbeiterschaft selbst. Er theilt ihnen in Vorträgen und durch Zuschriften die für sie wichtigsten seiner praktischen und wissenschaftlichen Erfahrungen und Studienergebnisse mit, steht ihnen bei Veranstaltung von Erhebungen, Abfassung von Eingaben und Gutachten — man denke an die Fragen des kommunalen Arbeitsnachweises, der Arbeitslosenbeschäftigung, den Bauarbeiterschutz, Wohnungsreformen, Errichtung volksthümlicher Hochschulkurse u. dergl. — auf Wunsch zur Seite; er arbeitet mit ihnen im Gewerkschaftskartell und in Ausschüssen, wirkt auf eine möglichst einheitliche und zweckmässige Einrichtung ihrer Geschäftsberichte, Statistiken und Verwaltungsangelegenheiten und unterstützt ihre Agitation und sozialpolitischen Arbeiten durch Gutachten, Verhandlungen und Referate, er fördert die Zusammenfassung ihrer Kräfte zu gemeinsamer Arbeit; kurz, er

ist das Organ der gemeinsamen Bestrebungen der beteiligten Organisationen überhaupt. Dabei ist es ihre Sache, ihn zu unterstützen durch Zuweisung von Material und wichtigen Mittheilungen, Führung einer geordneten Statistik ihrer Entwicklung und Thätigkeit, regelmässige und pünktliche Zustellung ihrer Berichte, Fachorgane u. s. w. und Zuziehung zu wichtigen Beratungen und Erhebungen. Ein völliges Vertrauensverhältniss zwischen ihnen und dem Sekretär ist die Voraussetzung einer gedeihlichen Wirksamkeit des Sekretariats.

In gleicher Richtung wirken Vorträge und sozialpolitische und rechtliche Lehrkurse, die der Arbeitersekretär veranstaltet. Namentlich ist es von Wichtigkeit, den Vertretern der Arbeiter im Gewerbegericht und in Schiedsgerichten, in Krankenkassen, Gemeinderäthen u. dergl. die hauptsächlichsten Gebiete der sozialpolitischen und Verwaltungsgesetzgebung und Statistik im Zusammenhang vorzuführen, wichtige Fälle und Einzelfragen von Zeit zu Zeit mit ihnen zu besprechen.

Damit, wie durch seine übrigen praktischen Erfahrungen in der Sprechstunde und durch Studium der betreffenden Verhältnisse, gewinnt der Arbeitersekretär die Kenntnisse und die moralische Autorität, die nothwendig sind, um im Einverständniss mit den beteiligten Organen bei ausgebrochenen Differenzen zur Verhütung oder Beilegung von Arbeitseinstellungen, Aussperrungen u. s. w. sei es mit den Unternehmern und deren Organen, sei es mit kommunalen und staatlichen Behörden zu verhandeln und nöthigenfalls die kämpfenden Arbeiter vor der Oeffentlichkeit zu vertreten.

Für alle diese Aufgaben, neben denen auch die Unterstützung der kommunalen Sozialpolitik durch Mittheilung geeigneten Materials an die Vertreter der Arbeiter in den Gemeindevertretungen einhergeht, bedarf es der Gewährung der nothwendigen Mittel. Dem Sekretariat muss das nothwendigste Material für die Erkenntniss der sozialen und Rechtsverhältnisse zur Verfügung stehen. Namentlich bedarf es der hauptsächlichsten Gesetzesausgaben, Sammlungen von Gerichtsentscheidungen, der Berichte der statistischen Aemter, der Drucksachen der Behörden und öffentlichen Körperschaften, Statuten und Veröffentlichungen der Arbeiterorganisationen sowie der wichtigsten sozialrechtlichen und sozialpolitischen Zeitschriften. Zu einem Theile können hier öffentliche Bibliotheken und die Litteratur der Zeitungsredaktion aushelfen. Aber eine bestimmte Anzahl von Gesetzen, Werken und Zeitschriften muss zum Handgebrauch dem Sekretariat ständig zur Verfügung stehen, die dann wiederum von der Redaktion und den Arbeitervertretern aller Art in geeigneter Weise benutzt werden können. Dazu ist die Einrichtung eines Katalogs und die Abfassung einer Bibliothekordnung, wie die genaue Buchführung über entlehene Bücher und Materialien geboten. In gleicher Weise ist es nothwendig, wichtige Zeitungsausschnitte, Broschüren, Zuschriften und Notizen nach sachlichen Rubriken, zum Nachschlagen bereit, anzusammeln, was die Beschaffung von Sammelkasten und -Mappen zur Voraussetzung hat. Ueber alle diese Einrichtungen wie über die sonstige Mobiliarausstattung des Sekretariats ist ein Inventar zu errichten und mit den jeweiligen Aenderungen im Einklang zu erhalten.

Nach Ablauf eines Geschäftsjahrs hat der Sekretär in öffentlicher Versammlung — diskretere Erfahrungen können in engeren Versammlungen von Vertretern mitgetheilt werden — einen Bericht zu erstatten, der darauf dem

Druck zu übergeben ist. Er umfasst Mittheilungen über die Thätigkeit des Sekretärs, seine Inanspruchnahme nach Personenklassen und sachlichen Rubriken, über wichtige Einzelfälle, wirthschaftliche und Rechtsfragen. Dazu kommt der Bericht der Aufsichtskommission, die Statistik der Gewerkschaften, etwaige statistische Erhebungen, ein Verzeichniß der für die Arbeiter wichtigsten Adressen und Angabe neuer oder sonst besonders wichtiger Gesetzesbestimmungen. Kürzere Berichte wie gelegentliche Notizen etwa über die Thätigkeit jedes Monats empfehlen sich gleicherweise, um die stete Fühlung des Sekretariats mit der Oeffentlichkeit aufrecht zu erhalten und manche Erfahrungen von allgemeinerem Interesse möglichst frühzeitig zu publiziren. Bei sachlicher Abfassung wird ihnen häufig auch ein Theil der bürgerlichen Lokalpresse zum Abdruck offen stehen.

Wünschenswerth wäre es, wenn gleichzeitig mit dem Jahresberichte das Wesentlichste aus der Thätigkeit und den Beobachtungen der Arbeitervertreter in den mehrfach erwähnten Körperschaften zur Veröffentlichung käme, wie das z. B. in Nürnberg geschieht. Der Bericht des Sekretariats wäre dann, dessen vermittelnder und zusammenfassender Aufgabe entsprechend, gleichzeitig ein agitatorisch und historisch werthvoller Rechenschaftsbericht über die organisatorische und sozialpolitische Thätigkeit der gesammten lokalen Arbeiterbewegung im abgelaufenen Jahre.

Eine Fülle von Aufgaben, deren vollbefriedigende Erfüllung über die Kräfte eines Einzelnen weit hinausgeht und des freundenössischen und verständnißvollen Zusammenwirkens aller Betheiligten bedarf. Es wird ganz von dem Umfange der natürlich in erster Linie zu erledigenden Geschäfte der Auskunftsertheilung und der damit zusammenhängenden Arbeiten zusammenhängen, wie sich die weitere Thätigkeit des Arbeitersekretariats im Einzelnen gestalten wird. Die ersten Monate werden der Einlebung der neuen Einrichtung dienen müssen: einerseits der Gewöhnung der Arbeiterschaft an die Benützung und Unterstützung des Sekretariats, andererseits der Einarbeitung des Sekretärs selbst in die örtlichen Verhältnisse und eine Reihe von besonderen Bedürfnissen und Kenntnissen. Es wird sich dann zeigen, ob mit dem nöthigen Maasse von Vorbildung, gutem Willen und Arbeitskraft der Sekretär im Stande sein wird, der gestellten Aufgabe allein voll zu entsprechen, oder ob der Zuspruch sich derartig gestaltet, dass die Bestellung eines zweiten, vielleicht einer besonderen Richtung in dem Aufgabenbereich des Arbeitersekretariats gewidmeten Kraft, oder auch nur die Beistellung einer Hilfskraft für die mechanischen Arbeiten des Briefekopirens u. dergl. ins Auge zu fassen sein wird. Dies muss die Zeit lehren, der Sekretär wird in der Regel zunächst sich allein einzurichten und demgemäss in der Bemessung seines Thätigkeitsgebiets zu beschränken haben.

Das praktische Bedürfniss wird, sei es in Einzelfällen, sei es zur Erörterung gemeinsamer Aufgaben, ein Hand in Hand Gehen des Arbeitersekretariats mit den gleichen Instituten anderer Städte von selbst herbeiführen. Namentlich wird es nützlich sein, dem Sekretär zu Beginn seiner Thätigkeit Gelegenheit zur Kenntnissnahme der Einrichtungen und des Geschäftsgangs anderer, vornehmlich des bewährten Nürnberger Arbeitersekretariats zu ermöglichen. Die Einsicht in diese wird die praktische Einarbeitung erleichtern und durch mancherlei Handgriffe dem Arbeitersekretär gestatten, andere sonst vergeudete Arbeit auf nützlichere Thätigkeit zu richten.

Schliesslich wird mit der Zeit das Bedürfniss zu einer Zentralstelle der Arbeitersekretariate und der gesammten Arbeiterpolitik für das ganze Reich führen müssen, deren Aufgaben hier nicht weiter zu erörtern sind.²⁾

Doch das ist eine weitere Frage. Hier handelt es sich zunächst um die zu errichtenden Arbeitersekretariate selbst. Und bei richtiger, gründlich vorbereiteter Organisation und dem rechten Zusammenwirken aller Kräfte wird auch diesem Werkzeuge in der Befreiungsarbeit des Proletariats eine fruchtbringende Thätigkeit zu Theil werden, wo Alles sich zum Ganzen webt, Eins in dem Andern strebt und lebt . . .

„Wo ein Tritt tausend Fäden regt,
Die Schifflein herüber, hinüber schiessen,
Die Fäden ungesehen fliessen . . .“

Versuch einer sozialen Mechanik.

Von

Leon Winiarski.

(Genf.)

[Schluss.]

III. Die soziale Dynamik.

Die Umwandlungen der sozialen Energie vollziehen sich nicht infolge von Wirkung und Gegenwirkung der inneren Kräfte allein, sondern infolge von Wirkung und Gegenwirkung der inneren und äusseren Kräfte. Deshalb muss man den Einfluss dieser letzteren auf die ersteren analysiren. Unter den äusseren Kräften muss man unterscheiden: 1. das natürliche Milieu, 2. das künstliche Milieu, besonders die Arbeitsmittel und das Vermögen; endlich 3. die benachbarten sozialen Gesamtheiten. Man kann sogar sagen, dass die Umwandlungen der inneren Kräfte sich nur durch den Einfluss der äusseren Kräfte und durch die Tendenz zur Herstellung eines grossen Gleichgewichts zwischen beiden vollziehen können. Wir haben die Erscheinungen erst durch ein analytisches Verfahren getrennt unter dem Vorbehalt, sie durch eine nachträgliche Synthese wieder zu vereinigen. Die Frage der Reaktionen zwischen den inneren und äusseren Kräften ist von Spencer²⁰⁾ behandelt worden. Die soziale Evolution ist nach ihm nur eine Form der kosmischen Evolution, welche sich äussert durch die Unversehrtheit der Materie bei Verlust der Bewegung und durch die Häufung der Bewegung bei Zerstreuung der Materie. Das sind die natürlichen Konsequenzen des Gesetzes von der Erhaltung der Materie und der Bewegung: es kann im Raume nur unaufhörliche Wiedervertheilung von Materie und Energie geben bis zur Herstellung eines vollkommenen Gleichgewichts.

Spencer zeigt in doktrinärer Weise, wie aus diesen Wirkungen und Gegenwirkungen zwischen dem sozialen System und dem Milieu sich mit Nothwendigkeit das soziale Integriren und Differenziren ergeben muss. Wenn so die soziale Evolution in den Ausdrücken der kosmischen Evolution dargestellt wurde, so konnte sie nicht zu einer Mechanik führen und musste sich an die Biologie anschliessen. In der That kann dieses ungeheure universelle Gleichgewicht sich nicht den Gleichungen von Lagrange anschliessen, denn hier sind wir ohne jede Kenntniss des Charakters der Funktionen. Wir haben noch keine

²⁾ Vergl. dazu meine Anregung: Eine sozialpolitische Zentralstelle für die deutsche Arbeiterbewegung. Die Neue Zeit 1898—99 II. pag. 435 ff.

²⁰⁾ Spencer: First principles.

Maasseinheit für die subjektiven Lust- und Schmerzempfindungen, für die Veränderungen der Energieen in dem natürlichen und künstlichen Milieu. Das ist der Grund, weshalb jeder Versuch, eine soziale Mechanik in den Ausdrücken der rein kosmischen Energie zu konstruieren — wie z. B. der von Giddings — scheitern muss; um eine Basis für die soziale Mechanik zu finden, muss man daher auf andere Weise vorgehen.

Wir haben durchaus das Recht, das soziale System zu betrachten, als einzig aus Individuen gebildet, die sich in Beziehungen von Wirkung und Gegenwirkung befinden, und die soziale Energie als einzig bestehend in den beiden vorher definirten Formen der biologischen Energie, der potentiellen und der kinetischen. Und wie ist es dann mit den Reichthümern, den Arbeitsmitteln, den Strassen, den Museen etc.? Sie bilden Das, was wir das künstliche äussere Milieu nennen. Das ist kein willkürliches Verfahren: es entspricht vollkommen der Wirklichkeit. Gerade dieser Umstand — die Verschiedenheit der Rolle, welche diese Kulturmittel spielen — ist es unter Anderem, wodurch sich ein soziales System von einem biologischen Organismus unterscheidet. Zwischen den Individuen und den Kulturmitteln besteht eine viel grössere Freiheit der Beziehungen als zwischen den Zellen und dem Interzellularstoff, — welcher nach Liliensfeld, Nowikow und Anderen die Rolle der Kulturmittel in einem biologischen Organismus spielt.

Deshalb befinden sich in in diesem Letzteren die „Kulturmittel“ unter den inneren Kräften, in einem sozialen System aber unter den äusseren Kräften, wo sie das künstliche Milieu neben dem natürlichen Milieu bilden.

Aber hat darum das äussere künstliche Milieu keinen Einfluss auf das soziale System und auf die soziale Energie? Im Gegentheil, doch muss seine Energie sowie auch die des natürlichen Milieus sich darum in biologische Energie des Systems in einer ihrer Formen, der potentiellen oder der kinetischen, umwandeln. Andernfalls bleiben sie ohne Einfluss auf das soziale System. Daher müssen die kosmischen Energieen des natürlichen Milieus auf die Sinne eines Menschen Eindruck machen, wodurch ein Theil seiner unbewussten potentiellen biologischen Energie sich in kinetische bewusste Energie der Wahrnehmungen, der künstlerischen Gefühle, der religiösen Glaubenslehren, der wissenschaftlichen Lehren verwandelt, welche, sich von einem Menschen zum andern verbreitend, zu sozialen Formen werden können. Aber wenn es in der Natur unbekannte Kräfte giebt, die nicht auf die biologischen Energieen einwirken und nicht deren Reaktion verursachen, so haben sie keinen sozialen Werth. So hatten die X-Strahlen keinerlei sozialen Werth, ehe Röntgen sie entdeckt hatte.

Nur auf diese Weise können das natürliche und das künstliche Milieu einen Einfluss auf die ökonomischen, juridischen, moralischen etc. Formen haben: nur indem sie eine Reaktion der existirenden biologischen Energieen, der potentiellen oder der kinetischen hervorrufen. Schliesslich können sie sogar die soziale Energie vergrössern, aber nicht ohne eine biologische Umwandlung durchgemacht zu haben. So müssen die essbaren Gewächse erst verzehrt werden und die potentielle biologische Energie vermehren, bevor sie ein Theil der sozialen Energie werden; sie werden es auch, insoweit sie den Wunsch, sie zu verzehren oder das Bewusstsein ihres Besitzes oder das Studium ihrer Eigenschaften etc. hervorrufen. Wenn es in der Natur geniessbare Stoffe oder kostbare Metalle giebt, die wir nicht kennen, die also weder eine Reaktion der biologischen (potentiellen oder kinetischen) Energieen hervorrufen, noch dieselben vermehren können, nachdem sie sich in solche umgewandelt haben, so haben sie keinerlei sozialen Werth. Der Reichthum, den eine Gesellschaft besitzt, findet einen Ausdruck in dem sozialen Vortheil der Gesamtheit, blos indem er ihre potentielle und kinetische Energie beeinflusst. Ebenso beeinflusst der Reichthum, den ein Individuum besitzt, seine potentielle oder kinetische Energie und in

der Rückwirkung auch seine Betheiligung am sozialen Vortheil, denn dieser letztere vertheilt sich automatisch auf die Individuen und die Klassen gemäss ihrer Energie. Es ist unnöthig, die Energien des äusseren Milieus — unter welcher Form es auch sei — als Theil der sozialen Energie zu betrachten, da sie immer als biologische Energie erscheinen müssen und erscheinen, wenn sie einen sozialen Werth haben. Der Vortheil und die Lust sind also Begleiterscheinungen der biologischen Energie. Daher können wir alle sozialen Erscheinungen auf Vortheil, Lust und Schmerz zurückführen; die Anwendung der Gleichungen von Lagrange auf die Dynamik eines sozialen Ganzen wird auf diese Weise möglich, und die soziale Mechanik findet eine solide Basis.

Wir haben gesehen, durch welche Reihe von Gleichgewichten zwischen den inneren Kräften einerseits und den inneren und äusseren Kräften andererseits die biologische Energie der Rassen sich in kinetische Energie umwandelt, deren eine Form der Gedanke ist, der Analyse und Synthese in sich begreift. Diese Synthese wird um so mächtiger sein, je höher entwickelt die Rasse ist. Die so entstandene kinetische Energie zeitigt Erfindungen, welche zu einem Theil die Form des Innenlebens in der Gesamtheit bewahren, (wissenschaftliche, ästhetische Theorien, religiöse, moralische Glaubenssätze etc.) und zum anderen Theile ihren Ausdruck finden in den Kulturmitteln, in den Arbeitswerkzeugen, im Reichthum, und hervortreten, um das äussere künstliche Milieu zu bilden. Dieses letztere reagirt auf die inneren Kräfte, deshalb muss sich zwischen beiden ein Gleichgewicht herstellen, welches übrigens beständig sich verändert. Das äussere künstliche Milieu ist eine viel thätigere Quelle sozialer Umwandlungen als das natürliche Milieu, welches im Vergleich zu jenem viel beständiger ist. Indem das künstliche Milieu die kinetische biologische Energie verschiedener Theile der Gesellschaft verschiedenartig beeinflusst, wird es auch zur Quelle des Klassenkampfes, der schon nicht mehr auf Rassenunterschieden, sondern auf Besitzverschiedenheiten basirt. Das heisst: der Klassenkampf kann als Ursache nicht nur die Verschiedenheit in der potentiellen biologischen Energie, sondern auch in der kinetischen biologischen Energie haben. In diesem letzteren Falle, wie auch im ersteren, dauert der Prozess fort bis zur Herstellung eines gemeinsamen Niveaus sozialer Energie für Jedermann.

Wir haben also Umwandlung der potentiellen Energien der Rassen und der Energien des natürlichen Milieus in Energien des künstlichen Milieus (Werkzeug, Reichthum u. s. w.), alsdann haben wir eine weitere Umwandlung dieser letzteren Energien in kinetische Energien des sozialen Systems, welche Formen der Gesellschaft und des Innenlebens darstellen.

Alle diese Fragen, — die Wirkung und Gegenwirkung zwischen den inneren Kräften einer sozialen Gesamtheit, zwischen den inneren Kräften und ihrem natürlichen und künstlichen Milieu — gehören der sozialen Dynamik an. Endlich hat sie sich mit den Wirkungen und Gegenwirkungen zu beschäftigen, welche zwischen verschiedenen sozialen Gesamtheiten stattfinden; hier herrscht noch Kampf und Austausch diverser Formen von potentieller und kinetischer biologischer Energie bis zur Herstellung eines umfassenden allgemeinen Gleichgewichts.

In dem Maasse, wie die biologische Energie der Rassen sich erschöpft und sich in Ideen, Erfindungen umwandelt, die, sei es direkt, sei es mit Hilfe der Arbeitsmittel (künstliches Milieu) sich als kinetische Energie über die ganze Gesamtheit verbreiten, in gleichem Maasse vermindert sich entweder der Druck der herrschenden Klasse aus Erschöpfung, oder die Energie der unterjochten Klasse vergrössert sich dank dem Einflusse des künstlichen äusseren Milieus. In diesen Fällen erlangt der Egoismus der unterjochten Klassen mehr Freiheit, mehr Spielraum in den Bewegungen seiner Glieder: alle diese Thatsachen

finden Ausdruck in der Veränderung der moralischen, juridischen, politischen etc. Ideen, welche nur die Lage und die Bewegungen jedes Individuums und jeder Klasse in dem allgemeinen Gleichgewicht der Gesellschaft und in ihren partiellen Gleichgewichten widerspiegeln.

Das natürliche Milieu und die Rassen sind die hauptsächlichsten Faktoren in der sozialen Evolution: sie sind in einer fortwährenden und gegenseitigen Reaktion: die biologische Energie stammt aus der kosmischen Energie und verwandelt sich in dieselbe. Was die Formen des Innenlebens und der Gesellschaft betrifft, so sind sie Funktionen der Rasse (wir haben gesehen, wie sie aus der biologischen Energie sich herleiten) und durch ihre Vermittelung des künstlichen und natürlichen Milieus. Das künstliche Milieu endlich ist ebenfalls eine aus allen diesen Faktoren zusammengesetzte Funktion: aus dem Milieu (dem Rohmaterial), der Rasse, den Formen von Innenleben und Gesellschaft.

Weit entfernt, die unabhängige Variable in der sozialen Evolution zu sein, ist das künstliche Milieu eine Funktion derselben. Wenn es seinerseits die soziale Evolution mächtig beeinflusst, so geschieht das ebenfalls nur durch Vermittlung der Rasse: alle die im künstlichen Milieu enthaltenen Energien müssen einen biologischen potentiellen oder kinetischen äquivalenten Ausdruck finden, um einen sozialen Werth zu haben. Dasselbe kann übrigens von der kosmischen Energie des natürlichen Milieus gesagt werden.

Die Rasse ist also der Zentralfaktor der sozialen Evolution, auf den alle anderen hinielen. Wir wollen nicht sagen, dass es der einzige ist, denn die Umwandlung der potentiellen biologischen Energie in kinetische geschieht nicht allein durch Veränderungen in den Beziehungen der Rassen, sondern auch durch Veränderungen im natürlichen und künstlichen Milieu. Ebenso, wie eine zusammengedrückte Sprungfeder ihre potentielle Energie der Anspannung und der Lage in kinetische Energie der Bewegung umwandelt, in dem Maasse, als die Form, die Lage oder die Intensität des Druckes des Hindernisses sich verändert, äussern sich auch die potentiellen Energien der Rassen als kinetische Energien von Innenleben und Gesellschaft im Zusammenhang mit den Veränderungen des natürlichen und künstlichen Milieus. Die Veränderungen des ersteren sind nicht beträchtlich, aber die des zweiten sind es ganz enorm. Daher kommt es auch, dass sie einen enormen Einfluss auf die soziale Evolution haben.

Bei den Umwandlungen der sozialen Energien muss man also beständig den ganzen Kreis der inneren und äusseren Kräfte betrachten, wo fortwährend Aktionen und Reaktionen stattfinden, wofür wir jedoch nicht die hier völlig deplacirten Ausdrücke Ursache und Wirkung anwenden wollen. Man kann als Ursache dieser Umwandlungen ebensowohl die biologische Energie der Rasse wie das künstliche oder natürliche Milieu ansehen, und es existirt kein Grund, als ihre einzige Quelle nur den einen dieser Faktoren zu betrachten, wie es zum Beispiel der ökonomische Materialismus²⁷⁾ einerseits und die anthropologische Schule²⁸⁾ andererseits thun.

²⁷⁾ Das Prinzip der Umwandlung der sozialen Energien wurde von Engels vag erkannt (im Anti-Dühring) und von Labriola später wieder aufgenommen (in seiner Schrift über den historischen Materialismus); diese beiden Autoren führen alle sozialen Erscheinungen auf Umwandlungen des äusseren künstlichen Milieus zurück und nehmen an, dass der Mensch sich mit den Umwandlungen des Milieus unbegrenzt verändern kann. Diese Ansicht ist vollkommen irrig. Neuere Versuche haben gezeigt, dass, wenn man die Temperatur, in der sich Schmetterlings-Embryonen entwickeln, verändert, man wohl Variationen in einem ziemlich grossen, aber begrenzten Umfange hervorbringen kann. Die Temperatur schafft nicht diese verschiedenen Variationen: sie gestattet ihnen nur, sich zu äussern. Sie bestanden bereits in potentia im Embryo: diese potentiellen Energien verwandeln sich auf verschiedene Weise in kinetische Energie gemäss der Wirkung des Milieus, der Tem-

Zunächst kann die Technik selbst, das künstliche äussere Milieu, nicht fortschreiten, wenn die potentiellen biologischen Energieen sich im Zustande der Erschöpfung befinden und nicht mehr in kinetische Energie der Synthese übergehen können, die nothwendig ist, um Erfindungen zu schaffen. Nicht jede Rasse kann jede Erfindung machen: so haben die Affen, selbst die höchststehenden, nicht das Feuer erfunden. Jede Erfindung wird nicht nur durch einen gewissen Grad von sozialer, sondern auch durch einen gewissen Grad von biologischer Entwicklung (Rasse) nothwendig gemacht. Mit anderen Worten: eine Erfindung ist das Resultat eines äusserst komplizirten Gleichgewichts.

Man könnte ferner das Rassenelement als sekundär bei Seite lassen, wenn die Rasse sich immer parallel zu der sozialen Evolution entwickelte; nun vollführen sie aber entgegengesetzte Bewegungen: wenn diese fortschreitet, macht jene einen Rückschritt. Nicht allein die Theorie, sondern auch die Geschichte bestätigt uns dies.²⁸⁾

Man könnte allerdings daraus schliessen, dass die Rasse ganz ebenso eine Funktion der sozialen Evolution sei. Die eine nimmt ab, wenn die andere wächst. So kann die soziale Evolution eine ganze Rasse erschöpfen, wie wir es im alten Rom sehen, und sich selbst zum Stillstehen bringen. Aber sie fängt von Neuem an mit dem Auftreten neuer Rassen (der Barbaren). Also auch die Rassen werden ihrerseits zur Quelle der sozialen Evolution.

Parallel zu den beiden Formen von sozialer Energie, der potentiellen und der kinetischen, welche die gesammte soziale Energie bilden, muss man zwei Formen von sozialem Vortheil unterscheiden: den biologischen und den psychischen, aus denen der gesammte soziale Vortheil besteht.

Indem die soeben auseinandergesetzte Theorie die verschiedenen sozialen psychischen und biologischen Vortheile zu vergleichen gestattet, und indem sie alle Erscheinungen auf den gesammten sozialen Vortheil zurückführt, gestattet sie nicht allein, das soziale Phänomen in all seiner Komplizirtheit zu umfassen, sondern auch die sozialen Probleme und Ziele wissenschaftlich zu definiren. Und namentlich muss zwischen den beiden Formen von biologischer Energie ein richtiges Maass innegehalten werden: die kinetische soziale Energie darf sich weder auf Kosten der Rasse entwickeln, noch umgekehrt. Es giebt also einen Grad, der das Maximum des gesammten sozialen Vortheils in sichere Aussicht stellt. In der Wirklichkeit der empirischen Evolution wird dieser Punkt fast niemals erreicht: es finden mehr oder minder beträchtliche Schwankungen statt, die dem biologischen oder dem psychischen Vortheile ein Uebergewicht zum Schaden des Maximums an sozialem Vortheil gewähren, und es kann sogar eine Trennung dieser beiden Arten von partiellen sozialen Vortheilen stattfinden. Besonders wenn der Klassenkampf die ganze biologische Ueberlegenheit der herrschenden Klasse erschöpft, welche weder durch überlegene Elemente aus der unterjochten Klasse noch durch andere infolge von Eroberung von aussen gekommenen ersetzt wird, dann wird das Uebergewicht der herrschenden Klasse zum Monopol, zur unbedingten Ausbeutung: sie organisirt nicht mehr die Arbeit, sie ist unfähig, das soziale Ganze gegen seine inneren und äusseren Feinde zu vertheidigen.

peratur. Ebenso ist im Menschen in der Anlage Alles vorhanden, was das künstliche und natürliche Milieu zur Entwicklung bringen kann. Aber der Umfang dieser Variationen ist begrenzt durch die Rasse. Dieser Umstand wurde von den ökonomischen Materialisten nicht in Betracht gezogen.

²⁸⁾ Die Theorien dieser Schule haben eine ausführliche Behandlung in den *Sélections sociales* von Lapouge gefunden.

²⁹⁾ Derselbe Autor zeigt uns, dass gegen das Ende jeder historischen Civilisation ein Verschwinden der höherstehenden Rassen in den sozialen Gesamtheiten zu bemerken ist.

Man bemerkt gewöhnlich gegen Ende einer jeden der grossen historischen Epochen eine Erschöpfung der höheren Klasse, aber glücklicherweise treten dann immer neue Rassen auf, welche die alten ersetzen, und so setzt sich der soziale Prozess fort. Aber die Anthropologie sieht die vollständige Erschöpfung der höheren Rassen vorher, die einen Stillstand der sozialen Evolution, einen vollständigen Marasmus auf allen Gebieten hervorrufen wird.

Der angewandten sozialen Mechanik ist es vorbehalten, diesen Zustand der Dinge abzustellen und die soziale Frage zu lösen. Ihr Problem kann im Allgemeinen folgendermaassen formulirt werden: Da die sozialen Formen nur eine Abweichung der individuellen biologischen Kräfte von ihrer eigentlichen Bestimmung — der Produktion höher stehender Rassen — sind, so handelt es sich darum, einen Punkt zu finden, wo sich die individuelle und die soziale Evolution in Einklang bringen lassen. Es ist natürlich, dass die Ableitung der individuellen Kräfte auf soziale Zwecke nur insoweit gesund und normal ist, als das Individuum im Stande ist, eine höher stehende Klasse hervorzubringen. Auf dieser Stufe potentieller Energie wird man ihre Umwandlung in soziale kinetische Energien aufhalten müssen. Wie der Ingenieur auf einem Manometer genau den Maximalpunkt der Spannung bezeichnet, auf die Gefahr hin, den Kessel platzen zu sehen, so wird der „Sozial-Ingenieur“ den Punkt zu fixiren haben, wo die individuelle Entwicklung nicht mehr durch den sozialen Druck gehemmt sein wird.

Das wird das Problem der Anthropotechnik und der Soziotechnik sein, welche sich direkt aus der definitiv als Wissenschaft begründeten sozialen Mechanik ergeben werden.

Aus dem fernen Osten Londons.

Von

Ladislaus Gumplowicz.

(Hamburg.)

Der Leser gestatte, dass ich zunächst ein bisschen spezielle Geographie mit ihm pauke. Woran man im Besonderen denkt, wenn man das Ostend von London sagt, das ist nicht etwa das alleröstlichste Ende der Sechsmillionenstadt; es sind vielmehr jene Stadttheile, die der City unmittelbar ostwärts vorgelagert sind. Zehn Minuten hinter der Bank von England und all den benachbarten grossen Banken mit ihrer fabelhaft konzentrirten Aufhäufung von Reichthümern, fünf Minuten hinter dem verkehrsreichsten aller Londoner Bahnhöfe beginnt das Ostend, und damit das Elend, der Schmutz, die erdrückende Monotonie. Hier wohnen müssen, ist Verbannung, ist Gefangenschaft; wer von Aldgate ostwärts wandert nach Stepney oder Shadwell, durchlebt eine Vorahnung der Hölle — nicht etwa der schönen farbenlustigen Flammenhölle der Katholiken, sondern der grauen, feuchtkalten Nebelhölle der nordischen Heiden. Für Nebel aber sorgt die Themse in überreichlichem Maass; und die glorreiche Thätigkeit der modernen Grossindustrie hat diesen Nebel noch extra verschmutzt und geschwärtzt. Der Russ schlägt sich in dicker Schicht an den Mauern nieder. Man ist hier kaum anderthalb Stunden weit von den Prunkpalästen von Westminster, kaum zwei Stunden weit von der Märchenwelt der Museen von South Kensington, kaum fünf Stunden weit von der berausenden Blütenpracht des botanischen Gartens in Kew und den Wundern seiner Palmenhäuser; kaum ein paar Stunden weit, und doch weltenfern von alledem. Nichts als endlose,

unglaublich einförmige Reihen niedriger schmutziger Häuser, die allesamt jedes Anstandsminimums von Schmuck entblösst sind. Es ist, als ob sie den Passanten ihre Rückseite zuekehrten. Stünden nicht da und dort ein paar leidlich gebaute Kirchen und Spitäler, die Augen müssten einem erblinden vor trostloser Hässlichkeit. Und nun erst die Menschen! Man weiss nicht, was weher thut: die aggressive Rohheit des Angelsachserpöbels oder die müde Traurigkeit der eingewanderten russisch-jüdischen Proletarier.

Und dass eines der schlimmsten Elendsviertel auch gerade Whitechapel heissen muss, St. Marys Whitechapel! Der Name bedeutet zu deutsch: Sanct Mariae Weisskirchen. Man denkt an ein schlankes, weiss-schimmerndes Kirchtürmchen mit nadelspitzem, rothem Dach irgendwo in den steirischen Bergen, sonnenumleuchtet, buchenumrauscht, cyclamenumduftet. Es kann keine grau-samere Ironie geben.

Wandert man aber unverzagt weiter ostwärts, so wird es weniger schlimm und schliesslich erträglich. Es beginnt eine breite Zone städtisch verbauter Vororte, die ursprünglich nicht zu London gehörten. Auch heute reicht auf dem nördlichen Themseufer die Londoner Grafschaft nur bis zum Flüsschen Lea; was östlich davon liegt, gehört zur Grafschaft Essex, steht also in gar keinem administrativen Zusammenhang mit dem Kern der Weltstadt.

Sieht man ab von einigen Villenvierteln in der äussersten Randzone, so besteht die Bevölkerung all dieser Vororte westlich und östlich des Lea, sowie nördlich und südlich der Themse grösstentheils aus Arbeitern. Das Durchschnittsniveau des Einkommens, der sozialen Stellung und der Gesittung ist aber hier ein wesentlich höheres, als im eigentlichen Ostend. Das ausschlaggebende Element bilden die regelmässig beschäftigten, gewerkschaftlich organisirten Lohnarbeiter. Dabei ist es eine Eigenheit des fernen Ostens von London, dass hier auch ein ungewöhnlich starker Prozentsatz der ungelerten Arbeiter gewerkschaftlich organisirt ist. Diese Tagelöhner-Gewerkschaften — vor Allem die berühmte Gasworkers and General Labourers Union, die hier ihren Hauptsitz hat — stehen aber grossentheils unter ausgesprochen sozialdemokratischer Leitung. Das giebt der Gewerkschaftsbewegung im fernen Osten Londons einen weitherzigeren Zug und kühneren Schwung, als sonst in England üblich.

Eine weitere Eigenheit dieser Region Londons ist das gute Gedeihen der Arbeiterkonsumvereine. Besonders der Konsumverein von Woolwich ist nicht nur der Zahl nach (elftausend Mitglieder) weitaus der stärkste im Bannkreis von London, sondern auch qualitativ ausgezeichnet durch den weitblickenden Geist, in dem er verwaltet wird, und dem zum Sozialismus nichts als der Name fehlt. Dieser Verein ist es, der seinen zahlreichen Angestellten nicht blos Gewerkschaftslöhne zahlt, sondern ihnen ausserdem ebensoviel Prozent Gewinnbeteiligung auf die von ihnen verdienten Löhne gewährt, als die Konsumenten Dividenden auf ihre Einkäufe erhalten. Dieser Verein ist es, der in seinem Vereinsorgan, der Monatsschrift: Comradeship, die Mitglieder ermahnt, Bestellungen auf Kleider möglichst in der toden Saison zu machen, um die Schneider von den Uebeln der Saisonarbeit zu entlasten. Dieser Verein ist es auch, der eben jetzt daran geht, nach einem einheitlichen, künstlerischen Plan dreitausend Familienhäuser für seine Mitglieder zu erbauen.

Auch in politischer Hinsicht ist in dieser merkwürdigen Gegend wenigstens stellenweise Manches verwirklicht, was im übrigen England noch Zukunftshoffnung

ist. Der Wahlbezirk South West Ham ist schon einmal durch Keir Hardie im Parlament vertreten gewesen und wird wahrscheinlich das nächste Mal durch Will Thorne vertreten sein. Vor Allem aber ist der Gemeinderath von West Ham, der grossen Stadtgemeinde ostwärts des Lea, mit 300 000 Einwohnern, seit dreiviertel Jahren in den Händen der lokalen Arbeiterpartei, die aus Gewerkschaftern unter der Führung ausgesprochener Sozialdemokraten besteht. Ziemlich bekannt ist, dass diese sozialistischen Gemeinderäthe den 1. Mai zum offiziellen Feiertag erklärt und ihn sowohl den Schulkindern als auch den städtischen Arbeitern freigegeben haben; desgleichen, dass sie den städtischen Arbeitern den Achtstundentag gewährt haben. Weniger gewürdigt ist die höchst bedeutsame Aktion des Gemeinderaths von West Ham in der Wohnungsfrage. Man weiss ja, wie furchtbar in London, begünstigt durch das unselige halbfeudale Grundeigentumssystem, der Wohnungswucher um sich gegriffen hat und noch um sich greift. Es liegt nahe, diesem Uebel durch Erbauung kommunaler Wohnhäuser für die arbeitende Klasse zu begegnen. In der That hatte schon die frühere, aus Progressives bestehende Gemeinderathsmehrheit von West Ham damit den Anfang gemacht, wenn auch nur im Kleinen und in kleinlich-sparsamer Weise. Die neue, gewerkschaftlich-sozialdemokratische Mehrheit¹⁾ blieb dabei nicht stehen. Die Frontlänge der zu bauenden Häuser wurde von 17 auf 22 Fuss erhöht; grosse Grundflächen werden erworben, grosse Anleihen zu Bauzwecken aufgenommen, anstatt Dutzenden werden Hunderte von Häusern gebaut, demnächst sogar, wenn Will Thornes Vorschlag durchgeht, fünftausend Häuser. Jede Wohnung wird mit einem Badezimmer versehen, demnächst wird elektrische Beleuchtung eingeführt. Und bei alledem ist der Miethspreis dieser Wohnungen jetzt schon um ein Sechstel bis Siebentel niedriger angesetzt, als ein privater Hausherr ihn stellen würde.²⁾ Mehrere dieser Häuschen, jedes zu zwei Familienwohnungen, werden einen neuangelegten öffentlichen Park flankiren, aber deshalb nicht theurer sein als die ändern; für den Miethspreis sind vielmehr allein die Selbstkosten massgebend. Sogenannte Slums, d. h. Komplexe sanitätswidriger, enger, dumpfer und schmutziger Häuser, werden angekauft, niedrigergerissen und durch kleine, aber gesunde Wohnungen zu 5 sh. die Woche ersetzt. Ein Theil dieser Ersatzhäuschen muss allerdings ausserhalb des alten Bauplatzes errichtet werden, da man dem kapitalistischen Schmutzfinken von Grundherrn die „höchste Fruktifizierung“ des Bodens eben doch nicht nachmachen kann. Die Absicht der ganzen Aktion geht ganz ausdrücklich dahin, die Stadtgemeinde zum grössten Grundherrn innerhalb des Stadtgebiets zu machen, um so die Miethspreise in gemeinnütziger Weise reguliren zu können.

Eines Nachmittags machte ich in Begleitung eines sozialdemokratischen Gemeinderaths einen Rundgang durch West Ham. Mein Begleiter, Councillor Terrett, ist ein stämmiger junger Zimmermannsgehilfe, übrigens als energischer Parteimann bekannt. Er führte mich hauptsächlich durch Canningtown, einem ebenso volkreichen als proletarischen Stadttheil. In seinem äusseren Ansehen

¹⁾ Sie besteht aus 27 Mann, sämmtlich grundsätzliche Anhänger der Gewerkschaften und fast alle auch Mitglieder irgend einer Gewerkschaft. Von diesen 27 gehören 17 theils der Social Democratic Federation, theils der Independent Labour Party an. Die übrigen 10 sind liberale Sozialreformer.

²⁾ Die kommunalen Wohnungen kosten, je nach der Grösse, 6 bis 8 sh. per Woche.

zeigt Canningtown leider eine unverkennbare Familienähnlichkeit mit Whitechapel. Auch hier lange, einförmige, niedrige Häuserreihen, Hunderte von Häusern nach demselben absolut kunstverlassenen Plan gebaut. Aber die Einförmigkeit wird hier wohlthuend unterbrochen durch zahlreiche, ebenso stattliche als malerische Bauten, die meist freistehen und von einigen hübschen Laubbäumen umrahmt sind: die öffentlichen Schulhäuser. Von allen englischen Gemeinden hat West Ham die meisten Schulen und die höchste Zahl von Schulkindern im Vergleich zur Bevölkerungszahl. Was in dieser Hinsicht durchgesetzt wurde, kommt allerdings nicht auf Rechnung der Sozialdemokraten (wenigstens nicht direkt), sondern auf Rechnung der bürgerlichen Reformier im Schulrath, einer vom Gemeinderath unabhängigen Behörde. Sollten die Sozialdemokraten auch in dieser Körperschaft die Mehrheit gewinnen, so dürften sie darangehen, die kommunale Speisung der Schulkinder einzuführen.

Ein charakteristischer Zug hat sich mir an jenem Nachmittag fest ins Gedächtniss eingepägt. Genosse Terrett und ich gingen über einen hohen und breiten Damm, der demnächst in einen Spazierweg umgewandelt werden soll, vorläufig aber noch ziemlich öde aussieht. Dieser Damm befindet sich gerade über dem grossen Schwemmkanal für die Nordhälfte Londons, der gerade in dieser Gegend in die Themse einmündet. Rechts unterhalb des Damms liegt ein Baugrund, den die Gemeinde behufs Errichtung von Arbeiterhäusern angekauft hat. Dort unten stand nun ein graubärtiger Erdarbeiter in Hemd und Hose und schaufelte tapfer drauf los. Terrett grüsste hinunter und stellte vor: „Das hier oben ist ein ausländischer Genosse — und das da unten ist mein Kollege, Gemeinderath Bissell.“ Und nun gab der rüstige Alte mit Sachkenntniss und Eifer Bescheid, wo man die erste Häuserreihe hinbauen und wie man sie einrichten wolle. Er ist in der That ein ungelernter Tagelöhner, der es auch nach seiner Wahl zum Gemeinderath nicht verschmäht, täglich acht Stunden im Dienst der Gemeinde die Schaufel zu handhaben.

Natürlich geht auch in der Gemeindeverwaltung von West Ham die Reformarbeit nicht immer ohne Schwierigkeiten vorwärts. Es giebt allerhand Reibungen mit der bürgerlichen Minderheit, welche durch gelegentlichen Umfall einiger der nichtsozialdemokratischen Labour members hin und wieder zur Mehrheit wird. So z. B. wollten die Sozialdemokraten in der kommunalen Volkshalle ein Freidenkerblatt auflegen. Dagegen bildete sich eine kirchlich gesinnte Mehrheit, und man musste sich zu einem Kompromiss herbeilassen: der Freidenker ist in der Lesehalle wohl zu haben, aber er wird für gewöhnlich im Schrein verschlossen gehalten und nur auf besonderen Wunsch ausgefolgt. Von anderer Art war ein Konflikt, der sich bei den Vorbereitungen zum Bau der kommunalen Elektrizitätswerke ergab. Diese Werke konnte man nicht in eigener Regie errichten, wie die Arbeiterwohnhäuser; der Bau wurde ausgeschrieben. Es kamen zwei Offerenten in Betracht, eine Londoner Firma und eine aus Lancashire. Die Beziehungen der Londoner Firma zu ihren Arbeitern sind ausnahmsweise gute, ja musterhafte; der Direktor hat sich vom einfachen Arbeiter zu seiner jetzigen glänzenden Stellung emporgeschwungen, ist ein treues Mitglied seiner Gewerkschaft geblieben und als thatkräftiger Arbeiterfreund bekannt. Er zahlt nicht nur die in London ortsüblichen, besonders hohen Gewerkschaftslöhne, sondern hat auch freiwillig den Achtstundentag eingeführt und den günstigen Erfolg dieser Neuerung öffentlich bekannt gemacht. Der Mann

in Lancashire dagegen begnügt sich, die in seinem Distrikt ortsüblichen, wesentlich niedrigeren Gewerkschaftslöhne zu zahlen, und die daselbst von der Gewerkschaft geduldete, wesentlich längere Maximalarbeitszeit einzuhalten; von Achtstundentag ist bei ihm keine Rede. Leider aber stellte sich heraus, dass elektrische Beleuchtungsanlagen eigentlich keine Spezialität der Londoner Firma sind, während der Mann im Norden über die allerneuesten technischen Fortschritte auf diesem Gebiete verfügt. Die Gemeinderathsmehrheit entschloss sich mit schwerem Herzen, den gewerkschaftlichen Corpsgeist für diesmal dem Konsumenteninteresse zu opfern und vergab den Bau an die Firma in Lancashire.

Es ist eine Eigenheit der englischen Verwaltung, dass sie einen grossen Theil der Funktionen, die bei uns in der Stadtgemeinde zentralisirt sind, von ihr unabhängigen Ortsbehörden zuweist. So steht nicht nur der Schulrath ganz selbständig neben dem Gemeinderath, sondern ebenso auch der Armenrath. Und bei den weitgehenden Befugnissen dieser Körperschaft ist es durchaus nicht unwichtig, dass neuerdings auch den Arbeitern das Wahlrecht für den Armenrath zusteht. Bernstein weist mit Recht darauf hin, dass dadurch das englische Armenhaus schon viel von seinen einstigen Schrecken verloren hat. Seit einigen Jahren sind die Sozialdemokraten beider Fraktionen mit vielem Eifer bemüht, ihre eigenen Kandidaten bei den Armenrathswahlen durchzubringen. Da man bei dieser praktischen Thätigkeit die leidige Rivalität zwischen S.D.F. und I.L.P. grundsätzlich bei Seite lässt, so werden in überwiegend von Arbeiterbewohnten Bezirken nicht selten wenigstens einige Sozialisten gewählt. Und da die bürgerlichen Mitglieder des Armenraths zumeist nicht etwa zielbewusste Vorkämpfer des Kapitalismus sind, sondern eher harmlose Spiessbürger ohne politische Interessen, so vermag schon eine kleine Minderheit rühriger Sozialdemokraten ganz Beträchtliches zu Gunsten der besitzlosen Bevölkerung zu erwirken. So stehen die Dinge an beiden Ufern des Flusses Lea, in Poplar und in West Ham. Der Armenbezirk West Ham umfasst ein viel grösseres Gebiet, als die Gemeinde West Ham; er ist mit seiner halben Million Einwohner der volkreichste Armenbezirk in England. Dementsprechend zählt auch der Armenrath von West Ham nicht weniger als vierzig Mitglieder. Darunter sind fünf Sozialisten. Einer von diesen Fünf ist Genosse Martin Judge, Gemeinderath zu West Ham und Herausgeber des von ihm gegründeten Wochenblattes *The West Ham Citizen*. Bis vor Kurzem war er Mitglied des Parteivorstands der S.D.F.; diese Stelle hat er niedergelegt, da ihm seine kommunale Thätigkeit ganz in Anspruch nimmt. Er ist ein kleiner, lebhafter, schwarzäugiger Isländer, so recht geeignet, in einem Kollegium bedächtiger, hellblonder Angelsachsen den Hecht im Karpfenteich zu spielen.

Es war wiederum an einem für Londoner Verhältnisse sogar sehr sonnigen Nachmittag, da hatte mir Martin Judge ein Rendezvous vor dem Rathhause gegeben, um mir ein Stückchen sozialdemokratisch beeinflussten Armenwesens zu zeigen. Diesmal ging es weit nordwärts, quer durch die schmucken Cottageviertel von Leyton und Leytonstone bis an den Rand des Epping Forest; so heisst nämlich der Grunewald der Londoner. Dort steht Forest House, ein stattlicher Herrnsitz. Früher hauste ein bekannter englischer Dichter dort, und Alfred Tennyson ist oft sein Gast gewesen. Vor etwa 12 Jahren starb der Hausherr; der Armenrath erwarb das Heim des toten Dichters und machte daraus ein Versorgungshaus für dürftige Greise. Seitdem ist Forest House durch

einen mächtigen Zubau erweitert worden und hat derzeit zweihundert Insassen. Ein Rundgang durch Haus und Garten zeigte jedenfalls ein ganz anderes Bild als das des greulichen englischen Workhouse, wie es sonst war und an manchen Orten wohl noch heute sein dürfte. Die alten Leute waren keineswegs verschüchtert; sie waren den kameradschaftlichen Ton, in dem Judge sie begrüßte, offenbar schon seit Langem gewohnt. Sie lungerten gemüthlich herum; einige vergnügten sich in dem ehemals herrschaftlichen Billardzimmer, ein paar Andere nahmen Theil an einer von den Anstaltsbeamten veranstalteten Cricketpartie. Irgend ein regelmässiges Tagewerk wird von den Greisen nicht verlangt. Den Unterkunftsart so vieler schiffbrüchiger Existenzen zu einem Heim ungetrübten Glückes zu gestalten, dürfte freilich auch der besten Verwaltung kaum gelingen; aber viel Einsicht und viel Güte scheint in Forest House am Werk zu sein.

Auf Befragen erfuhr ich, dass auf den verschiedensten Gebieten des weit-schichtigen Armenwesens von West Ham eine energische Reformarbeit vor sich geht. Die Kost ist aufge bessert worden, für die arbeitsfähigen Männer wurde eine gesündere und abwechslungsreichere Beschäftigung eingeführt. Die Frist, nach deren Ablauf ein zugereister Armer als unterstützungs berechtigt zu gelten hat, wird in der Praxis so kurz wie möglich bemessen. Geplant ist ferner die Errichtung einer Ackerbaukolonie, um durch Ueberarbeit, Hunger und Wohnungs-elend herabgekommene Leuten die Vortheile gesunder und mässiger Arbeit in frischer Landluft, verbunden mit kräftiger Kost, zu bieten. Für den Fall, dass sie jemals die Mehrheit im Armenrath erlangen sollten, tragen sich Judge und die Seinen mit noch ganz anderen Plänen. Besagt doch das uralte Statut, das heute noch die gesetzliche Grundlage für die Thätigkeit des Armenraths bildet, das der Armenrath befugt sei, ortsansässigen Arbeitslosen „solche Unterstützung zu gewähren, als er für passend finde“ — eine Formel, die sozialistischen Auslegungen Thor und Thür öffnet, sobald nur der Wille dazu da ist.

Wieder ein anderes Mal lernte ich ein anderes Stück Reformarbeit aus dem fernen Osten kennen; eine volksthümliche Gemälde-Ausstellung in Woolwich. Die Sache ist bedeutsamer, als sie auf den ersten Blick aussieht. Die vielen Londoner Gemälde-Ausstellungen sind nämlich fast alle auf ein engumschriebenes Gebiet im Westend konzentriert, auf das prunkhafte Viertel zwischen Trafalgar Square und Hyde park. Die Nationalgalerie steht gleichfalls auf Trafalgar Square, und South Kensington Museum liegt noch weiter westlich. Das bedeutet praktisch, dass die proletarischen Einwohner des fernen Ostens, die wenig Zeit und noch weniger Geld haben, vom Mitgenuss all dieser Kunstschatze so gut wie ausgeschlossen sind. Um dem abzu helfen, schlossen sich nun die versc ieden-artigsten Arbeitervereine von Woolwich und Umgebung zu gemeinsamen Vor-gehen zusammen: ein paar sozialdemokratische Ortsgruppen, das Gewerkschafts-kartell, der grosse Konsumverein, ja sogar — ein seltener Ausnahmefall! — die aus Arbeitern zusammengesetzten Mässigkeitsvereine. Aus Vertretern all dieser Vereine wurde ein vollziehender Ausschuss gebildet; ihm stellte man ein Sach-verständigen-Komitee mit berathender Stimme zur Seite, in das man eine Reihe aristokratischer Philanthropen berief. In die eigentliche Leitung des Unternehmens theilte sich der Maler und Friedensfreund Felix Moscheles mit Mrs. Bridges Adams, Mitglied des Schulraths von Woolwich, einer ausserordentlich rührigen Sozialistin, die sich in ganz kontinental anheimelnder Weise ihrer proletarischen Herkunft und ihrer proletarischen Manieren rühmt. So kam eine Loan-Exhibiton

zu Stande, d. h. eine Ausstellung von Gemälden, die von ihren Besitzern zu diesem Zweck unentgeltlich geliehen wurden. Gleichfalls unentgeltlich wurden drei Säle der Gewerbeschule von Woolwich als Ausstellungsräume zur Verfügung gestellt. Der Eintritt kostete zwei Pence, der Katalog gleichfalls zwei Pence. Mehrere Klassen von Schulkindern besuchten die Ausstellung unter Führung ihrer Lehrer und Lehrerinnen. Eine eigentlich kunstverständige Kritik des Gebotenen muss ich Berufeneren überlassen; so viel getraue ich mich indessen als kunstliebender Laie zu sagen, dass mir die Ausstellung den besten Gemälde-Ausstellungen, die ich bisher in London gesehen, so ziemlich ebenbürtig schien. Namentlich waren viel gute ältere Werke da, z. B. eine interessante Rafael-Madonna. Entzückend war eine schottische Gebirgslandschaft von einem modernen Künstler. Die im engeren Sinne sogenannte moderne Malerei war allerdings schwach vertreten; denn die auf Abschreckung berechneten Kriegsgreuelzenen des Herrn Moscheles kann man wohl kaum dazu zählen. An diesen Bildern ist sowohl die Kunst, als auch die Tendenz zu loben; nur gegen die Verquickung von Kunst und Tendenz habe ich ein ganz bockbeiniges Instinkt-Vorurtheil, das sich auch durch die klügsten taktischen Erwägungen nicht zur Bewunderung überreden lässt. Voll seliger Andacht stand ich dagegen vor zwei Bildern eines anderen Modernen, eines wahrhaft Grossen, der sich in der Politik muthig als Sozialdemokrat bekennt, als Künstler mit reinen Sinnen der reinen Schönheit dient: des herrlichen Walter Crane.

Glossen zum Harmlosen-Prozess.

Von

Emil Roth.

(Berlin.)

Das nüchterne rothe Haus in Moabit, das in seinen Mauern schon so viel Menschenleid und Menschheitstragik gesehen hat, ist in den letzten Wochen der Schauplatz einer Prozessverhandlung gewesen, an der auch diese Zeitschrift nicht ohne einen kurzen Epilog vorübergehen kann. Die letzten Jahre haben uns ja so manche sitten- und kulturgeschichtlich interessante Verhandlung im Moabiter Justizpalast gebracht; indessen stehe ich nicht an, dem Harmlosen-Prozess einen der ersten Plätze in dieser Reihe einzuräumen. Welch' drängende Fülle von Bildern und Eindrücken tritt dem kundigen Beobachter hier entgegen, wie entschleiert sich hier unter dem Zauberstab der, ach, so Vielen noch verhassten Oeffentlichkeit ein soziales und gesellschaftliches Milieu, das das höchste Interesse des Politikers, des Sozialphilosophen, des Kulturhistorikers zu erwecken geeignet ist. Es muss einem späteren Zeitpunkt und einer berufeneren Feder vorbehalten bleiben, alle die tausend Einzelercheinungen dieses Prozesses, und alle die Gedankengänge, die er auslöst, die Beobachtungen, zu denen er anregt, mit der Ruhe und Objektivität des Historikers zu einem klaren und einheitlichen Bilde zusammen zu fassen; an dieser Stelle sei nur einiger der hervorstechendsten Eindrücke dieses denkwürdigen Prozesses, wie sie sich aus der verwirrenden Fülle der Détails mit besonderer Eindringlichkeit herausheben, flüchtig gedacht.

Parturiunt montes, nascetur ridiculus mus, kann man auch diesem Prozess, wie so vielen Thaten der Berliner Kriminalpolizei, als Motto voransetzen; ein ungeheures Aufgebot von Arbeit, Ermittlungen, Zeugenvernehmungen, fieberhafte Thätigkeit der Kriminalpolizei, des Staatsanwalts, des Untersuchungsrichters, ein bergehoch ansteigendes Aktenmaterial, viele zehntausende Mark Kosten — und das Alles verpufft, um ein geradezu klägliches Resultat zu erzielen! Von dem stolzen Gebäude der Anklage, zu dessen Aufbau 8 Monate nöthig waren, ist nicht ein Stein auf dem anderen geblieben, der Feldzug ist ausgegangen wie das Hornberger Schiessen. Man kann billig fragen: musste das sein? war es nicht schon im Vorverfahren möglich, der Wahrheit etwas näher zu kommen, einiges von dem zu finden, was die Hauptverhandlung als müheloses Resultat ergeben hat und dadurch so viel unnütze Arbeit, so ungeheure nutzlos aufgewendete Kosten zu vermeiden? Ganz zu schweigen von dem bösen Kapitel der Untersuchungshaft, das später etwas näher behandelt werden soll! Das Facit also: es gelingt nichts mehr! Und der alte Ruf: Reform der Polizei an Haupt und Gliedern, Reform vor Allem des Systems! muss sich angesichts der wenig beneidenswerthen Rolle, die die Berliner Polizei wiederum in diesem Prozess, wie in so vielen anderen vor ihm gespielt hat, von Neuem erheben, freilich mit derselben umfassenden Aussichtslosigkeit wie vorher!

Doch es wäre von unserem Standpunkt aus schwärzester Undank, wollten wir der grausam verlästerten Berliner Polizei ob dieser neuesten That grollen; sie hat so viel Gutes im Gefolge gehabt, so viel werthvolle Enthüllungen gebracht, dass wir ihre Resultate nur mit innigstem Dank begrüssen können. Fürwahr, sie boten ein prächtiges Bild, die drei „Edelsten und Besten“ auf der Anklagebank und der Heerbann von Zeugen, Mitspielern und Eideshelfern, die, fast sämmtlich den „zum Herrschen prädestinirten“ Geschlechtern des Landes entsprossen, zu ihrem und ihres Anhangs Leidwesen vor der Zeugenbarriere aufmarschiren und sich von bürgerlichen Richtern, Staatsanwälten und Vertheidigern bis auf Herz und Nieren prüfen und inquiriren lassen mussten! Manchem von ihnen mag wohl dabei der mühsam verhaltene Grimm im ritterlichen Herzen gekocht, Manchen von ihnen sich die schwertgewohnte Faust in ohnmächtigem Zorn geballt haben! Aber es half Alles nichts! In diesen schauerhaften alle Unterschiede von Stand und Rang nivellirenden Zeitläuften, in dieser für die verwöhnten Nasen geradezu unerträglichen Atmosphäre demokratischer Gleichmacherei blieb ihnen nichts, aber auch nichts erspart. Und so traten sie denn Mann für Mann vor, um, oft zögernd und zurückhaltend, im hellen Licht der Oeffentlichkeit, unter der drängenden Wucht des Zeugeneides ihr Scherflein beizusteuern zu dem interessanten Bild, das sich mit jedem Tage klarer vor den Augen des Beobachters entfaltete. So wuchs denn dieser einzigartige Prozess — und darin hat er wohl einige Aehnlichkeit mit der Dreyfus-Affaire — allgemach weit über das Niveau der üblichen Sensationsprozesse hinaus; die Personen der Angeklagten, denen freilich recht übel mitgespielt worden war, verschwanden aus dem

Interesse der Oeffentlichkeit, vor ihrem Richterstuhl blieben die mit unbarmherziger Schärfe klargelegten Zustände eines bestimmt abgegrenzten, sich aus den einflussreichsten, politisch und gesellschaftlich mächtigsten Schichten rekrutirenden Personenkreises, dessen Lebensgewohnheiten, Sitten und Anschauungen bisher in dieser Vollkommenheit noch niemals aufgezeigt worden waren. Und man braucht kein Pharisäer zu sein, um es auszusprechen: Es war ein Medusenantlitz, das dem Beschauer da entgegenstarrte! Dutzende von Männern aus den sogenannten „besten“ Kreisen, jugendliche Sprossen der „vornehmsten“ Familien des Landes, Civilisten und Offiziere bunt durcheinander, ihre Nächte in trauer Gemeinschaft mit gewerbsmässigen Spielern und Betrügnern à la Wolff und Genossen am Spieltisch verbringend, Vermögen gewinnend und verlierend, Geist und Körper in diesem Sumpf tollster Leidenschaften und raffinirtester Erregungen ruinirend! Das Alles in ein geradezu lächerlich anmuthendes System rein äusserlicher Feinheit, Vornehmheit und Korrektheit gebracht, das die tiefste Fäulniss und eine soziale Korruption ohnegleichen im Innern verbarg. Freilich, in diesem Kreise, in dem der Mensch nur nach seinen Manieren, dem Schnitt seines Salonrockes, der Façon seiner Kravatte und — dem Umfang seines Geldbeutels gewerthet wurde, musste der Zuchthäusler Wolff, der in diesen Beziehungen den weitestgehenden Anforderungen entsprach, als vollendeter „Gentleman“ gelten, der sich sogar in den Strahlen prinzlicher Freundschaft sonnen durfte; er wusste wohl, wie er seine Opfer zu nehmen hatte! Man kann sich schwer der Vorstellung entschlagen, wie Viele unter diesen adelsstolzen Jünglingen wohl die Zumuthung eines Verkehrs mit anständigen bürgerlichen Akademikern oder Kaufleuten mit Entrüstung von sich gewiesen hätten, wenn diese plebejische Möglichkeit ihnen einmal nahe getreten wäre; ein um so interessanteres Pendant dazu, diese innige Verbrüderung mit Falschspielern, Schleppern, Kellnern etc., mit dem nothwendigen Anhang von gegenseitigen Geldgeschäften unsauberster Art! Dazu ein vollkommen ausgebildeter Kunstjargon, der den Beteiligten so in Fleisch und Blut übergegangen ist, dass er sogar auf der Anklagebank zum Gaudium — und vielleicht auch manchmal zum Ekel — des Auditoriums namentlich dem Angeklagten Kröcher alle Augenblicke auf die Lippen trat.

Noch Dutzende höchst bezeichnender Einzelheiten liessen sich anführen, die auf die Gesinnung, die Denk- und Handlungsweise jener Kreise ein helles Licht werfen; doch schon das angeführte Material ergiebt werthvolle Konsequenzen. Es ist uns und wohl vielen Anderen in dieser „harmlosen“ Periode öfters der Einwand begegnet: Es sind Ausnahmefälle, die da in Frage sind, und man thut Unrecht, sie unbesehen auf die Allgemeinheit zu übertragen. Meines Erachtens ist dieser Einwand hinfällig; auch bei objektivster Beurtheilung der Dinge wird man sich angesichts der Ergebnisse der Spielerprozesse zu Hannover und Berlin keiner unzulässigen Generalisirung schuldig machen, wenn man die Hauptakteure dieser Verhandlungen — worunter ich nicht nur die Angeklagten verstehe — als Typen bezeichnet; ihre Lebensweise, ihre Anschauungen, ihre Ehr- und Moralbegriffe sind — darüber hat insbesondere das umfangreiche Zeugenmaterial des letzten Prozesses kaum einen Zweifel gelassen — die von

Hundertern ihrer Standesgenossen, wenn auch zugegeben werden muss, dass sie insbesondere bei den Angeklagten Kayser und Kröcher gleichsam in Reinkultur auftraten. Gerade der Umstand, dass die Angeklagten — wie die Beweisaufnahme ergeben hat, mit gutem Recht — sich darauf berufen konnten, dass sie nichts Anderes und vor Allem nichts Schlimmeres gethan haben, als Dutzende ihrer Freunde und Bekannten, und dass diese Alle als Zeugen ihre Behauptung bestätigen mussten, und ihr Verhalten beim Spiel und ausserhalb dessen als durchaus fair und gentlemanlike bezeichneten, das Alles ohne jeden Zwang und ersichtlich ihrer vollsten Ueberzeugung entsprechend, — der Umstand beweist schlagend, dass man es hier mit Typen, wenn auch vielleicht besonders scharf ausgeprägten, zu thun hat. Es war höchst interessant, zu beobachten, wie sich bei der Aussage so mancher Zeugen das vorwurfsvolle Raisonement nur mit Mühe zurückhielt: Ja, wenn die Leute auf der Anklagebank sitzen, da gehören wir Alle doch eigentlich auch dorthin! Mit einem bezeichnenden Wort hatte der Zeuge die ganze Situation erhellt und den Kernpunkt der Affaire getroffen, der dem Herrn von Manteuffel im Ermittlungsverfahren aus der Angst seines Herzens heraus, um das drohende Ungewitter zu bannen, zurief: „Wenn Sie die Sache aufrühren, dann werden mindestens 200 Kavaliere und Offiziere, die ganze junge vornehme Welt von Berlin, mit hineingezogen!“

So kann man bei aller Objektivität den Ausspruch wagen, dass neben und mit den drei Angeklagten die ganze Clique ihrer durch gleichartige Lebensweise mit ihnen verbundenen Standesgenossen in Civil und im bunten Rock vor dem Forum der Oeffentlichkeit auf der Anklagebank sass: und da nach den oben skizzirten Beweisergebnissen die eigentlichen Angeklagten freigesprochen werden mussten, weil sie eben nur so gelebt und nur so gethan haben, wie es in ihren Kreisen Sitte war und zum vornehmen Leben gehörte, so muss um so schärfer die allgemeine Verurtheilung diese Zustände in ihrer Gesammtheit treffen. Das ist das kulturhistorisch werthvollste, wenn auch für die beteiligten Gesellschaftskreise wenig erfreuliche Resultat dieses Prozesses; er muss ihnen auch in den Augen jedes Unbefangenen von ihnen und von allen Denen, die bisher noch an den Nimbus der „Edelsten und Besten“ haben glauben können, den letzten Rest des so oft betonten phantastischen „Rechtes auf Herrschaft“, den letzten Schimmer von vermeintlichem Anspruch auf all' die ungezählten, mit dreister Stirn usurpirten und mit bewundernswerther Zähigkeit festgehaltenen Vorrechte und Begünstigungen in Staat und Gesellschaft rauben. Nach den Erfahrungen des Harmlosen-Prozesses muss die Legende von den „zum Herrschen prädestinirten Geschlechtern“, wenn anders es noch Vernunft in deutschen Landen giebt, endgiltig vernichtet sein; man wird hoffen dürfen, dass sich die verbohrten adligen und — bürgerlichen Bannerträger dieser vermoderten Lehre — denn wunderbarerweise giebt es im Lande der Denker und Dichter auch solche Käuze — nunmehr endgiltig in ihre Schlupfwinkel zurückziehen werden; sie würden sonst Gefahr laufen, lediglich einen Heiterkeitserfolg zu erzielen oder pathologischen Erwägungen zu verfallen!

Das ist freilich nur das theoretische Ergebniss; ich verhehle mir keinen Augenblick, dass in der praktischen Handhabung trotz der nieder-

schmetternden Prozessresultate vermuthlich Alles beim Alten bleiben wird. Man wird weiterhin unter den Bewerbern für die höheren Verwaltungsämter strenge Auslese halten, das bürgerliche Element nach Möglichkeit ausmerzen und insbesondere die höheren Stellen ausschliesslich dem adligen Nachwuchs reserviren, der sich à la von Kayser die Vorbereitungsjahre durch Corps, Jeu, Weiber und Pferde angenehm zu machen weiss. Junge Sünden in dieser Hinsicht werden ja später durch energische Bethätigung im Kampf für die „gottgewollte Gesellschaftsordnung“, für Religion und Sitte reichlich wettgemacht; man hat ja in der Jugend eben nur etwas „gelebt“, sich nur etwas „ausgetobt“ und ist dann sittlich so gefestigt, vor den bösen Schlingen des Satan durch eigenste Erfahrung so wirksam gewarnt, dass man geradezu dafür prädestinirt ist vom kurulischen Sessel der höheren Aemter herab die stumpf dahinvegetirende Masse ernsthaft und verständig zu regieren, dem „beschränkten Unterthanenverstand“ die geborenen Leiter und Führer zu stellen! Man kann sich schwer von der Vorstellung losmachen, wie glänzend sich die Carrière eines Kayser hätte gestalten müssen, wenn ihm nicht Manteuffels Ungeschick und einige andere Imponderabilien so fatal in die Quere gekommen wären! Dieser Mann mit seinen vorzüglichen Konnexionen — bei der Verlesung der an ihn gerichteten Einladungsschreiben konnte einem wirklich der Mund wässrig werden — als Blaublüter und Angehöriger eines feinen Corps, mit seinen hochkorrekten und vornehmen Allüren, endlich mit seinen unleugbar bedeutenden Fähigkeiten hätte es zweifellos sehr schnell zum Regierungspräsidenten, ja vielleicht zur Ministerherrlichkeit gebracht! Und das Alles jetzt so jäh zerstört! Man kann dem so tragisch aus allen Himmeln gerissenen hoffnungsvollen Anwärter auf eine Kommandeurstelle im Kampf gegen den Umsturz schwer sein Mitleid versagen.

So in der Verwaltung! Und beim Militär? Ich erinnere mich, dass im Beginn der Affaire der Kriegsminister von Gossler im Reichstage auf eine Anzapfung Bebels mit stolzer Ablehnung erklärte, es sei das Offiziercorps daran garnicht oder nur wenig betheilt. Was sagt der Herr Kriegsminister nun zu den seltsamen Ergebnissen der Hauptverhandlung? Wie denkt er über die „minimale“ Betheiligung von Offizieren der „vornehmsten“ Garderegimenter an den Spielabenden der Harmlosen? Es muss ihn doch recht fatal berühren, dass die Zeugenliste theilweise eine bedenkliche Verwandtschaft mit der Rangliste nicht gut verbergen kann! Und wird er im Reichstag von selbst oder auf nochmalige Anfrage seine zweifellos nicht zutreffende Auskunft mit Rücksicht auf die Feststellungen der Hauptverhandlung modifiziren? Man darf billig darauf gespannt sein!

Doch auch hier, bei den Herren der „Elite“-Regimenter, die kraft angeborener traditioneller Vornehmheit den bürgerlichen Nachwuchs nicht vertragen können, wird sich auch der grösste Optimist keinen Illusionen über die Wirkung des Prozesses hingeben dürfen. Man wird vielleicht einige Strafversetzungen in Provinzregimenter vornehmen, vielleicht sogar den Einen oder Anderen für einige Zeit kalt stellen, man wird den sicherlich sehr gut gemeinten kaiserlichen Erlass gegen das Spiel den Regimentskommandeuren von Neuem einschärfen und es wird — trotzdem Alles beim Alten bleiben! Es wird weiter sinnlos gejeut und gesumpft werden,

bis nach einiger Zeit wieder einmal die Bombe platzen und Einige der Schuldigen hinweggefegten wird, worauf der alte Kreislauf von Neuem beginnen wird. Und das wird und muss so sein, weil daran weniger die Menschen, als die so oft schon beklagten und getadelten Verhältnisse Schuld sind. Der enge Bannkreis von Sitten und Anschauungen, in dem sich die Erziehung dieser jungen Leute bewegt, die Abrichtung auf das rein Aeusserliche und die Fernhaltung jeder ersten, erzieherisch wirkenden Arbeit, endlich das Uebermaass von sozialen und gesellschaftlichen Vorrechten, das ihnen, den Offizieren und Adligen dazu, so vollständig unberechtigt, zumeist schon in jugendlichem, unreifstem Alter, mühelos in den Schooss fällt — das Alles muss sie im Verein mit der sich überall an sie herandrängenden günstigen Gelegenheit nothwendig auf den Weg führen, auf dem man bei den „harmlosen“ oder gleichartigen vergnüglichen Arrangements endet. Es bedarf bei dieser Konstellation schon eines ungewöhnlich grossen Fonds von Charakter, Energie und ernster Lebensauffassung, um der Versuchung nicht zu erliegen. Freilich, neben und mit diesen Eigenschaften könnte ihnen Verständniss und Interesse für die Kulturarbeit der Menschheit, für ihr unablässiges Streben und Ringen in Kunst, Wissenschaft, Litteratur, Technik, die Stütze und die Ablenkung gewähren, deren ja schliesslich fast jeder junge Mann den Lockungen der Grossstadt gegenüber benöthigt. Aber wie kann man solches von Leuten erwarten, die, kaum zwanzigjährig, schon mit ihrer Bildung abgeschlossen haben und als fertige Menschen in eine Umgebung hineinkommen, die ihnen mit ihrem alles überragenden gesellschaftlichen Nimbus die Köpfe umnebeln muss! Da kann, zumal bei der fast vollständig mechanischen Berufsthätigkeit der meisten jüngeren Offiziere, ein ernstes Streben nach Bildung, Wissen, Vervollkommnung nicht gedeihen, da muss die Loosung „Vergnügen um jeden Preis!“ Alles übertönen!

Das Facit ist also: So lange die geschilderten Verhältnisse so bleiben wie sie jetzt sind, werden sie im Verein mit der von oben her so liebevoll geförderten kastenartigen Abschliessung des Offiziercorps von dem Leben, Ringen und Streben des werkhätigen Volkes einen trefflichen Nährboden für die Erscheinungen abgeben, die der Harmlosen-Prozess als typisch für ihre Kreise aufgezeigt hat; die salbungsvollen Klageartikel des Reichsboten, die zornsprühenden Ergüsse des Adelsblattes und anderer Organe von gleichem Kaliber werden daran so wenig ändern, wie die strafenden Resolutionen der entsetzten Synodalen, die, schauernd ob so viel Laster und Verderbniss, nach mehr „Erziehung, Religion und Sitte“ in den Familien des „Adels deutscher Nation“ verlangen!

Noch Manches liesse sich bei dieser Gelegenheit insbesondere über das Kapitel des besonderen höchlichst verfeinerten Ehrgefühls sagen, das in jenen Kreisen nach bekannter, heute noch sehr weit verbreiteter und von den Betheiligten natürlich mit unvergleichlichem Elan vertheidigter Auffassung seine edelste und vornehmste Pflanzstätte gefunden hat; hat es doch beiläufig ein Berliner Gericht kürzlich in dem bekannten Prozess gegen die Welt am Montag, die sich einen der ostelbischen Agrarier einmal mit Bezug auf seine sozialpolitischen Verdienste etwas kräftig unter die Lupe genommen hatte, fertig gebracht, sogar dem Reservelieutenant

dieses besonders empfindliche und verfeinerte Ehrgefühl urtheilsmässig zu attestiren. Ich widerstehe indessen der Versuchung, diesen heiklen Punkt etwas näher zu betrachten, weil gerade in dieser Beziehung die Thatsachen eine gar zu deutliche Sprache sprechen; sapienti sat!

Resumire ich die im Vorstehenden nur flüchtig gestreiften Ergebnisse des Harmlosen-Prozesses in sozialer Hinsicht, so darf ich es wohl aussprechen, dass neben allen linksstehenden Parteien vor Allem die Sozialdemokratie Ursache hat, mit ihnen höchlichst zufrieden zu sein; in dem von ihr allein mit vollster Energie und rücksichtslosester Schärfe geführten unablässigen Kampf gegen die vermoderten Privilegien und Vorrechte der „zum Herrschen prädestinirten Klassen“, die an Zahl zwar gering, durch ihren wohlbekanntem Einfluss an den massgebenden Stellen unseres staatlichen Lebens aber so unverhältnissmässig mächtig und so ungefeuer gefährlich sind, haben die Prozessverhandlungen ihr neue, scharfe Waffen in Hülle und Fülle geliefert; ihr Arsenal ist trefflichster Munition zum bersten voll! Und sie mögen sich fest darauf verlassen, die „Edelsten und Besten“: Wir werden die Schwerter nutzen, die sie selbst uns da draussen in Moabit vor aller Oeffentlichkeit zurechtgeschliffen haben!

So viel über die soziale Bedeutung des Prozesses; seine juristischen Ergebnisse, insbesondere nach der prozessualen Seite hin, seien besonderer Würdigung vorbehalten.

Herr Mehring als Antiquarius.

Ein offener Brief.

Von

Ernst Gystrow.

(Leipzig.)

Sie haben sich, Herr Mehring, gedrungen gefühlt, auf meine im Oktober-Heft dieser Zeitschrift abgedruckte Entgegnung hin nunmehr in der Neuen Zeit den ersten Aufsatz einer Serie¹⁾ meinem ursprünglichen Angriff und meiner nothgedrungenen Abwehr zu widmen. Gut! Ich will Ihnen noch einmal Rede stehen. Wird es doch nicht nur für mich, sondern auch für Andere noch lehrreich und unterhaltend sein, die wissenschaftlichen Fundamente kennen zu lernen, auf denen Ihre historisch-philosophische Thätigkeit basirt.

Also Sie haben, Herr Mehring, wahrhaftig die „entscheidende Stelle“ bei Wundt gefunden. Ich Aermster bin vernichtet; denn Sie sind in der Lage, wörtlich das von Ihnen Behauptete mit Band, Seitenzahl und Auflage zu belegen. Wilhelm Wundt: Grundzüge der physiologischen Psychologie, Leipzig, Verlag von Wilhelm Engelmann, pag. 228, Zeile 20—34. Wie prägnant, wie exakt, wie zerschmetternd! Ganz recht, ich unterschlug sogar noch etwas: Auflage von 1874. In der That: Auflage von 1874. Wer möchte Sie nicht um einen so kostbaren antiquarischen Besitz beneiden? Allen voran ich selber. Aber verzeihen Sie, Herr Mehring: nicht Jeder ist so glücklich, über die erste, ja allererste Auflage von Wundts Hauptwerk zu verfügen. Manche müssen sich mit der letzten, der vierten Auflage von 1893 begnügen; ich gehöre zu Denen, und Sie werden es gewiss begrifflich finden, dass ich zwar nicht meine Kenntniss von Wundt, aber doch meine Stellung zu Wundt nach den Anschauungen bemesse, die ich in der in meinem Besitz befindlichen, wie gesagt neuesten Auflage vorfinde.

¹⁾ Vom „wahren“ Marxismus. Die Neue Zeit 1899—1900, No. 3, pag. 86 ff.

Diese Auflage von 1893 hat 2 Bände und insgesamt XXVII und 1284 Seiten, die Seite im Volldruck zu 41 Zeilen. Auf diesen 1284 Seiten würden Sie, Herr Mehring, selbst eine geradezu übernatürliche Entwicklung Ihres Gesichtssinnes vorausgesetzt, doch niemals die von Ihnen mit Triumph zitierte Stelle finden. Der Verfasser muss also wohl Gründe gehabt haben, sie auszumerken. Und diese Gründe würden Ihnen, selbst wenn Sie das Unglück hätten, den schwach entwickelten Gesichtssinn zu besitzen, um den Sie mich bedauern, doch fast Seite für Seite begegnen. Seite für Seite, ja stellenweise Zeile für Zeile würden Sie erkennen, wie gründlich Wundt seine Anschauungen seit 1874 revidirt hat. Würden Sie, sage ich — indem ich in der Hypothese spreche, Sie hätten eben jene neueste Auflage. Sie haben sie aber nicht, und so gestatten Sie mir wohl, dass ich Ihnen die Revision der Anschauungen Wundts bezüglich des von uns umstrittenen Punktes durch einige Zitate beleuchte.

Ich lese z. B. Band I., pag. 225, Zeile 11—23, eben in dem Zusammenhange, dem Sie Ihre „entscheidende Stelle“ entnahmen, Folgendes:

„Dass angesichts einer derartigen Zergliederung der geistigen Funktionen weder von einer völligen funktionellen Identität einzelner Rindenelemente mit bestimmten Retinapunkten, noch davon die Rede sein kann, dass die Intelligenz, der Wille und andere komplizierte Geistesthätigkeiten an einzelne Hirntheile oder im Sinne von Flourens an die Gesamtmasse der Hirnlappen gebunden seien, versteht sich von selbst. Sind doch jene Geistesvermögen Begriffe, mit denen wir ausserordentlich verwickelte Komplexe elementarer Funktionen bezeichnen, wobei überdies nur die sinnlichen Grundlagen dieser Thätigkeiten, die den Empfindungen parallel gehenden nervösen Erregungsvorgänge, einer physiologischen Analyse zugänglich sind, während Alles, was die eigentliche Leistung der Intelligenz ausmacht, durchaus nur ein Gegenstand psychologischer Untersuchung sein kann.“²⁾

Das heisst, Herr Mehring: Wundt denkt 1893 garnicht mehr daran, Begriffe (wie Wille und Intelligenz) zu ihren „physiologischen Elementarphänomenen“ zurückverfolgen zu wollen, weil er meint, dass solche Komplexe elementarer Funktionen eben zunächst keine physiologischen, sondern nur psychologische „Elementarphänomene“ besitzen“, bis zu denen man sie auf dem Wege psychologischer Untersuchung zurückverfolgen kann, dass weiter die „physiologischen Elementarphänomene“ in nervösen Erregungsvorgängen bestehen, die den psychologischen Leistungen *parallel* gehen. Dass die Möglichkeit eines „Zurückverfolgens bis u. s. w.“ durch dieses Wort *parallel* aufgehoben wird, ist Ihnen, Herr Mehring, ohne Weiteres klar. Was ferner die „Umsetzungen von Empfindungseindrücken in Bewegungen“ angeht, in die der Wundt von 1874 jene Komplexe Wille und Intelligenz sich „auflösen“ liess, so ist ja erstens die „Auflösung“ bereits durch die Unmöglichkeit des „Zurückverfolgens“ abgethan; zweitens kommt der Ausdruck Empfindungseindrücke 1893 bei Wundt überhaupt auf allen 1284 Seiten nicht mehr vor, weil er nach der Bd I., pag. 281—283 gegebenen Auffassung des Begriffs Empfindung einfach ein Unsinn sein würde — Empfindung wird dort als derjenige einfachste Bestandtheil einer Vorstellung definiert, der sich nicht weiter zerlegen lässt; also kann es drittens auch keine Umsetzung dieser abgethanen „Empfindungseindrücke“ in Bewegungen geben, und wenn wir annehmen, dass Wundt 1893 mit dem Wort Reiz annähernd dasselbe bezeichnen wolle, wie 1874 mit Empfindungseindruck, nämlich die „physische Bedingung der Empfindung“³⁾, so würde jene „Umsetzung“ zum tollsten Unsinn, denn Bd. I. pag. 284 erklärt Wundt, dass die Empfindung hervorrufenden Reize — Bewegungen (mechanischer, physikalischer, chemischer Natur) seien. Wir wären dann bei der Umsetzung von Bewegungen in Bewegungen angelangt, das heisst bei jener sinnlichen Grundlage, die dem psychischen Geschehen „parallel geht“⁴⁾, deren Prozesse aber „nicht die psychischen

²⁾ Die hier gesperrten Passagen sind im Original nicht gesperrt.

³⁾ Bd. I., pag. 283, Zeile 9 und 10.

⁴⁾ Bd. I., a. a. O.

Erscheinungen selbst sind“⁵⁾, und auch nicht in sie „umgesetzt“ werden können, weil nach Bd. II., pag. 639, Zeile 9—12 „von einem Hereingreifen der physischen Kausalität in die psychische schon deshalb nicht die Rede sein kann, weil die erstere nach dem auf materiellem Gebiete überall bewährten Prinzip der Konstanz der Energie als eine völlig in sich abgeschlossene erscheint.“ Als das psychische Elementarphänomen aber, in das alle höhern psychischen Gestaltungen (also auch Wille und Intelligenz) sich schliesslich durch psychologische Analyse „auflösen“ lassen, betrachtet Wundt 1893 den *Trieb*. „Dass Triebe die psychischen Grundphänomene sind, von denen alle geistige Entwicklung ausgeht, bezeugt die generelle wie die individuelle Entwicklungsgeschichte.“⁶⁾ Die Beziehung zwischen dem physiologischen Grundphänomen, der Bewegung, und dem psychologischen, dem Triebe, ist keine psychologische, sondern eine oder eigentlich die erkenntnistheoretische Frage, die nicht mehr der Psychologe, sondern der Philosoph Wundt beantwortet, und zwar — wie Sie, Herr Mehring, wissen werden — im idealistischen Sinne. Seit jeher in diesem Sinne: nur dass 1874 Wundt über die Wechselbeziehungen, den Parallelismus, die Kausalitäten u. dergl. noch sehr unklaren und widersprechenden Anschauungen huldigt, während er schon 1893, und noch widerspruchsloser 1899⁷⁾ den psychophysischen Parallelismus als eine Trennung zweier Standpunkte wissenschaftlicher Betrachtung nachweist, die in dem Monismus der innern, psychischen Erfahrung wieder aufgehoben wird.

Ich denke, Herr Mehring, das genügt. Sie werden nun wohl anfangen zu begreifen, wie misslich es ist, in einer wissenschaftlichen Diskussion seine „entscheidenden“ Belege aus antiquarischen Besitzthümern auszugraben. Zum Mindesten muss man so vorsichtig sein, sich zu vergewissern, ob der antiquarische Schatz nicht doch in den folgenden 25 Jahren eine neue, vielleicht gar eine umgearbeitete Auflage erlebt habe. Habent sua fata libelli, Herr Mehring, und die Schicksale der Bücher sind öfters abhängig vom Schicksal Derer, die sie schreiben. Das Schicksal Wundts war die Fortentwicklung. Das mag ja für den Antiquarius fatal sein, sehr fatal; aber, Herr Mehring, an die Möglichkeit, dass man sich fortentwickelt, sich wandelt, seine Anschauungen revidirt — an die Möglichkeit zu denken, hätte gerade Ihnen, Herr Mehring, wohl nicht so fern gelegen. Wenn nicht in der Debatte mit Steiger, so konnte Ihnen doch nach meinem Angriff, und wenn auch dann noch nicht, so doch nach meiner Entgegnung, der leise Gedanke kommen: am Ende hat Wundt sein Hauptwerk gar einmal revidirt, verbessert, verschlechtert, wenn Sie so wollen, aber jedenfalls: geändert? Der Gedanke kam Ihnen nicht. Und doch — er hätte kommen müssen, wenn Sie nur Ihren Wundt von anno 1874 — ordentlich gekannt hätten. Denn dort steht im Vorwort, pag. V, Zeile 1—12, Folgendes:⁸⁾

„Das Werk, das ich hiermit der Oeffentlichkeit übergebe, versucht ein neues Gebiet der Wissenschaft abzugrenzen. Wohl bin ich mir bewusst, dass dieses Unternehmen vor Allem dem Zweifel begegnen kann, ob jetzt schon die Zeit für dasselbe gekommen sei. Stehen doch theilweise sogar die anatomisch-physiologischen Grundlagen der hier bearbeiteten Disziplin durchaus nicht sicher, und vollends die experimentelle Behandlung psychologischer Fragen ist noch ganz und gar in ihren Anfängen begriffen. Aber die Orientirung über den Thatbestand einer im Entstehen begriffenen Wissenschaft ist ja bekanntlich das beste Mittel, die noch vorhandenen Lücken zu entdecken. Je unvollkommener in dieser Beziehung ein erster Versuch wie der gegenwärtige sein muss, um so mehr wird er zu seiner Verbesserung herausfordern.“

Es ist nicht Jedermanns Sache, Vorworte zu lesen. Meine eigentlich auch nicht. Aber ehe ich mich hinstelle und in die Welt rufe: „Es ist mir interessant, zu erfahren, dass ich Wundts psychologisches Hauptwerk sogar besser kenne, als Herr Ernst Gystrow,“

⁵⁾ Bd. II., pag. 628, Zeile 22 und 23.

⁶⁾ Bd. II., pag. 640, Zeile 25—27.

⁷⁾ Grundriss der Psychologie, 3. Auflage.

⁸⁾ Die hier gesperrten Passagen sind im Original nicht gesperrt.

sehen Sie, Herr Mehring, ehe ich das thue, da lese ich doch vorher rasch noch einmal das Vorwort. Die kleine Mühe hätte Sie gerettet; denn Sie hätten erfahren, dass man den Wundt von 1874 nicht heraufbeschwören darf, wenn man ihn nicht durch den Wundt von 1893 desavouiren lassen will. Nun erfährt alle Welt, dass Sie in Sachen der Psychologie noch anno 1874 stehen; dass das erste Buch über Psychologie auch Ihr letztes geblieben ist! Und das ist schade. Man kompromittirt sich mit dem Antiquarischen, Herr Mehring; man weckt Misstrauen gegen sich. Und gar arg kompromittirt sich der Geschichtsphilosoph mit der antiquarischen Psychologie. Das ist wie der Serumtherapeut mit der Bakteriologie von 1874. Das ist wie der Ingenieur mit der physikalischen Chemie von 1874. Das ist wie der Sozialpolitiker mit Herrn Franz Mehrings Deutscher Sozialdemokratie von 1877. Denn die Geschichtsauffassung, Herr Mehring, die Sie für bewiesen halten, ist ein strenger Determinismus. Und die Determination ist kein metaphysisches Hirngespinnst mehr, sondern eine Erkenntniss der modernen Psychologie. Aber eine Erkenntniss, zu deren Verarbeitung, Anwendung und eventuellen Fortbildung eben die völlige Beherrschung der gesammten modernen Psychologie von heute gehört. Darum, Herr Mehring, die aussergewöhnliche Schärfe meines ersten Angriffes: weil Sie trotz Ihrer Unkenntniss der Psychologie, oder, wie sich nun gezeigt hat, trotz Ihrer Bekantschaft mit einer sehr antiquarischen Psychologie den historischen Materialismus frischfröhlich für „bewiesen“ erklärten. Siehe Lessing-Legende, Anhang — dessen „Kombination“ mit Wundt Ihnen nun wohl verständlich sein wird; wenigstens hoffe ich, Sie werden kaum den Vorwurf wiederholen, dass in jenem Anhang von Wundt garnicht die Rede sei. In der That, es ist darin von Wundt auch nicht mit einer Silbe die Rede, nicht einmal von dem antiquirten Wundt. Sie brauchten mir auch nicht zu betheuern, dass Sie bei Ihrem „schliesslich auch Wundt“ keine Abhandlung über Wundts Psychophysik schreiben wollten. Von dem Verdacht reinigt Sie Ihre Antiquariusrolle gründlich. Es würde Ihnen nicht leicht fallen, mit Ihrem Vademecum von 1874 den Unterschied zwischen Psychophysik und Experimentalpsychologie zu begreifen. . . . Sie, Herr Mehring, durften anno 1899 selbst mit dem vorsichtigen „schliesslich auch“ nicht mehr mit Wundt operiren. Denn ein „schliesslich auch“ macht Vielerlei möglich, ob aber eine glorreiche Retirade über 25 Jahre, daran zweifle ich.

Die persönlichen Liebenswürdigkeiten, mit denen Sie mich bedenken, sind rasch erledigt. Warum ich nicht die „ehrliche, aber nüchterne Sprache, die sonst in der sozialistischen Presse üblich ist“, für meinen Angriff benutzte, begründete ich soeben. Dass Sie diesen Angriff als einen litterarischen Strassenraub, als publizistische Landstreicherei schildern, hat mich, da es von Ihnen kam, höchlich amüsirt. Das Amusement stieg, als Sie Ihr Verhalten beim Ueberfall mit dem Worte höflich bezeichneten. „Konfusionsrätthe“. „Quark“, „abgestandene Kindereien“ — man muss sagen, Herr Mehring, Ihre Höflichkeit ist in der That weitherzig. Wie es um Ihren „ordnungsmässig visirten“ Pass — der köstlichste Humor ist doch der unfreiwillige! — bestellt ist, werden Sie nun wohl selber allmählich einsehen. Er war schon ganze 25 Jährchen abgelaufen. . . .

Die „Galerie von Idioten etc.“ giebt Ihnen erwünschte Gelegenheit, sich auch im Glanze psychiatrischer Vollbildung zu zeigen — und gravitatisch ziehen Sie — Ihren Wundt von 1874 aus der Tasche! Der Irrenarzt mit der Psychiatrie von 1874! Wahrhaftig, Herr Mehring, ich fange an, Sie für einen kleinen Lassalle zu halten: wie Sie so in die Schranken treten, bewaffnet mit der ganzen Bildung Ihres Jahrhunderts — nur leider das letzte Viertel fehlt Ihnen! Unter sothanan Verhältnissen werden Sie mir wohl erlauben, mich trotz Ihrer Diagnose auf sykophantisch-idiotische Gemüthsverfassung in psychischer Hinsicht ganz ausgezeichnet wohl zu fühlen. Den Nachweis der Galerie, die Sie selber nicht kennen wollen, erspart mir ja zum Glück die Etablirung einer neuen von „wahren“ Marxisten, in der vorläufig ich als Verleumder und journalistischer Landstreicher neben Herrn Woltmann, dem „Fälscher“, Platz gefunden habe.

Und damit, Herr Mehring, bin ich mit Ihnen in dieser Sache fertig. In dieser Sache: Denn natürlich werde ich nicht darauf verzichten, mich mit Ihnen zu beschäftigen, wo es

mir angezeigt scheint. Soweit allerdings Psychologie in Frage kommt, verspreche ich Ihnen, mich nicht sobald wieder über Sie aufzuregen und Ihnen zur Revision Ihres geistigen Besitzstandes nach dieser Richtung hin Zeit zu lassen. Sollte es Sie aber gelüsten, vor beendeter Revision geschichts- oder litterargeschichtsphilosophisch zu dilettiren, dann würde ich genöthigt sein, Sie abermals um Ihren Pass zu bitten. Mit der Hoffnung, dass Sie dies sich selber wie mir ersparen werden, beschliesse ich diese Episode.

Noch einmal die revolutionäre Rolle der Elektrotechnik.

Von
Heinrich Lux.
(Berlin.)

Gegen meine Skizze im Januar-Hefte dieser Zeitschrift kämpft Genosse Borchardt im März-Hefte¹⁾ mit dem denkbar schwersten Geschütze an, und der Schluss-Tenor seiner Polemik ist die vollständige Vernichtung meiner wirtschaftlichen und technischen Ausführungen allerdings nur dem äusseren Anscheine nach, denn wie so häufig in Polemiken, greift Borchardt Dinge an, die ich nicht behauptet, beweist Thatsachen, die ich nicht bestritten hatte.

So schiebt mir Borchardt in erster Linie die Behauptung unter, „dass der Dampf das Zaubermittel war, durch das die kapitalistische Epoche herbeigeführt wurde“. Natürlich ist die Schlussfolgerung dann ausserordentlich wirkungsvoll, dass ich von einer vollständigen Verkennung der Thatsachen ausginge.

Leider ist es mir aber durchaus nicht eingefallen, die Behauptung aufzustellen, dass die Erfindung der Spinnmaschine und besonders der Dampfmaschine den Kapitalismus herbeigeführt habe, und ich muss deshalb meinen Freund Borchardt schon bitten, meinen Artikel noch einmal in etwas friedlicherer Stimmung zu lesen.

Den Standpunkt, von dem ich ausgegangen bin, präzisire ich gleich in der Einleitung meines Artikels mit den folgenden Worten:

„Es liegt ganz in der Natur der Sache, dass technische Erfindungen in der Gegenwart für sich allein nicht mehr die einschneidende Rolle zu spielen vermögen, wie dies seiner Zeit die Erfindung der Dampfmaschine und der Spinnmaschine gethan hatte. In der Mitte und gegen Ende des vorigen Jahrhunderts wurden diese Erfindungen direkt auf eine alte bis zu einer sehr grossen Höhe gediehene Produktionsform aufgepfropft, die ihrem Wesen nach diese beiden technischen Erfindungen nicht zu assimiliren im Stande war, denn sowohl die Spinnmaschine als auch die Dampfmaschine verlangten gebieterisch die zentralisirte Grossproduktion, den Fabrikbetrieb, während die im XVIII. Jahrhundert vorherrschende Produktionsform der handwerksmässige Kleinbetrieb, für eine ganze Reihe von Industriezweigen sogar der zwerghafte Hausbetrieb gewesen ist.“

Bis zu einem gewissen Grade zitiert ja Borchardt allerdings recht loyal. Nur macht er ein kleines Häkchen und hängt an die Umwälzung der Produktionsweise, von der ich allein gesprochen habe — und die natürlich die allereinschneidendsten sozialen Rückwirkungen im Gefolge gehabt hatte — als meine Schlussfolgerung: die Herbeiführung des Kapitalismus.

¹⁾ Bruno Borchardt: Die „revolutionäre“ Rolle der Elektrotechnik. Sozialistische Monatshefte, 1899, No. 3, pag. 141 ff.

Nachdem Borchardt so die Scheibe in seine Schusslinie gestellt, schießt er denn los und trifft natürlich das Ziel.

Aber bei dem Versuche des Nachweises eines schweren Fehlers in meinen Ausführungen begeht Borchardt selbst einen solchen, indem er Produktionsform und Gesellschaftsorganisation mit einander identifiziert. — Als Voraussetzung für meine Auseinandersetzungen hatte ich allerdings die Behauptung aufgestellt, dass eine technische Erfindung die Produktionsform zu ändern vermöge, freilich nicht eine technische Erfindung schlechthin, sondern eine Erfindung von dem technischen Range der Spinnmaschine, der Dampfmaschine und des elektrischen Telegraphen, wobei ich die Spinnmaschine und die Dampfmaschine gewissermaßen als die beiden Pole der zahllosen Erfindungen hinstellte, die durch diese Uniformmaschine par excellence und diesen Motor par excellence inauguriert worden waren. Ich kann mir die Mühe sparen, darzulegen, welche grundstürzende Wirkung in Bezug auf die ganze Produktionsweise durch diese Erfindungen ausgelöst worden sind, denn das ganze 13. Kapitel im I. Bande des Kapital ist diesem Nachweise gewidmet, und wem mit der Fülle von Daten, die Marx zusammenträgt, noch nicht gedient ist, der findet mehr und eingehenderes Material bei John A. Hobson: *The Evolution of Modern Capitalism*. Wie auf Grund dieses erdrückenden Thatsachenmaterials gegen die Behauptung polemisiert werden kann, dass eine technische Erfindung die Produktionsweise umzugestalten vermöge, ist mir schlechthin unerfindlich.

Es ist allerdings nicht unmöglich, dass Borchardt durch den folgenden Satz irre geleitet worden ist: „Es wäre durchaus falsch anzunehmen, dass die Elektrotechnik für sich allein den Kapitalismus in ähnlicher Weise zu depossidieren vermöchte, wie es Spinnmaschine und Dampfmaschine mit der feudalistischen Produktionsweise definitiv gethan haben.“

Der Irrthum wird dadurch hervorgerufen worden sein, dass ich die Auffassung mancher Utopisten in unseren Reihen und in den Kreisen hervorragender Techniker und Industrieller, die von der Entwicklung der Elektrotechnik eine Vernichtung des Kapitalismus, bezw. eine Milderung, wo nicht gar vollständige Aufhebung der gegenwärtigen Klassengegensätze erwarten, in grammatikalische Verbindung mit der unbestreitbaren Thatsache brachte, dass die wesentlichen technischen Erfindungen in der Mitte des vorigen Jahrhunderts die feudalistische Produktionsweise definitiv vernichteten, obwohl ja die Gesellschaftsform des Kapitalismus und die Art der Produktionsweise keine koordinirten Begriffe sind.

Gegen den Inhalt der Behauptung wird Borchardt nicht ankämpfen können, denn in der Anfangszeit des Kapitalismus war die Produktionsweise zunächst noch durchaus feudalistisch, und sie war es sogar noch als der Manufakturbetrieb zur herrschenden Form des Grossbetriebes wurde. In der Gegenwart dagegen sehen wir, wie bei gleichbleibender kapitalistischer Aneignung des Produktes die Produktionsform immer mehr sozialistischen Charakter annimmt²⁾ und der Kapitalismus als Gesellschaftsform sich in der Erscheinung nicht wesentlich geändert hat.

Aber Borchardt wird nach seinen Ausführungen dies ja garnicht gelten lassen können, da er in schärfster Weise meiner Behauptung entgegentritt, dass die kartellisirten Industriezweige ihrer Organisation und Produktion nach rein

²⁾ Karl Marx: *Das Kapital*, Bd. I, Kap. 24, Abschnitt 7.

sozialistische Betriebe seien. Allerdings schlägt Borchardt hier offene Thüren ein, wenn er ausführt, dass die Kartelle nichts Anderes seien, als Versuche zu einer Organisation auf rein kapitalistischer Basis, denn es versteht sich doch von selbst, dass der Kapitalist, wenn er als solcher handelt und sich mit seinesgleichen organisirt, auf kapitalistischer Basis verbleibt. Dadurch aber wird nichts an der Thatsache geändert, dass die Produktionsform an sich, ganz abgesehen von der kapitalistischen Aneignung des Produktes, gesellschaftlich, „sozialistisch“ ist. Würde Borchardt die Begriffe der Gesellschaftsorganisation und der Produktionsform nicht durcheinander geworfen haben, so würde er mir die Stelle aus meinem Sozialistischen Handbuche durchaus nicht haben entgegenhalten können, denn sie ist im Grunde nur eine weitere Ausführung des Gedankenganges der qu. angegriffenen Stelle meines Artikels. Die Zentralisation der Produktionsmittel, die Kooperation gewaltiger Arbeitermassen ist eben das, was man unter gesellschaftlicher bzw. sozialistischer Produktionsform versteht, und indem der Kapitalismus auf einer gewissen Stufe der Entwicklung zu diesem Aushilfsmittel gezwungen wird, gräbt er sich eben sein eigenes Grab, da „schliesslich die Produktionsform die kapitalistische Hülle sprengt“. — Ich überschätze durchaus nicht, wie mir Borchardt vorwirft, die Trusts und Kartelle: ganz mit Borchardt sehe ich sie vielmehr nur als Nothbehelf gegen den schreienden Widersinn an, der in der Regellosigkeit der kapitalistischen Produktion beruht. Wenn Borchardt meinen Artikel mit einiger Aufmerksamkeit gelesen hätte, so würde er gefunden haben, dass ich in diesen Organisationen nur ein Mittel sehe, um den Fehler der Zersplitterung und mangelhaften Verständigung konkurrierender Produzenten unter sich zu eliminiren. Borchardt wird nicht bestreiten, dass dies an sich und ganz objektiv betrachtet ein wirtschaftlicher Fortschritt ist.

Aber ich will nicht mit Borchardt über rein wirtschaftliche Dinge polemisiren, wo es sich in meinem Artikel doch um wesentlich andere Fragen handelte.

Das punctum saliens meiner Ausführungen gipfelt in der Behauptung, dass selbst bei dem umfassendsten Eindringen der Elektrizität in die Technik nur gewisse quantitative Steigerungen in der Produktionsweise hervorgebracht werden können, die aber nicht so bedeutend sind, als dass Quantitäts-Unterschiede in Qualitäts-Unterschiede von der Art umschlagen könnten, wie dies seiner Zeit durch die Spinnmaschine, die Dampfmaschine und den Telegraphen geschehen ist.

Borchardt bestreitet allerdings, dass durch die Einführung dieser drei wesentlichen Erfindungen, von denen direkt oder indirekt die meisten anderen technischen Erfindungen ihren Ausgang nahmen, eine derartige Quantitätssteigerung hervor gebracht werde, dass die Quantitäten in Qualitäten umschlagen könnten.

Den Nachweis, dass dies bezüglich der Spinnmaschine und der Dampfmaschine der Fall gewesen ist, kann ich mir ersparen, denn er ist in stringenter Form von Marx erbracht worden. Aber Borchardt bestreitet diesen Vorgang insbesondere auch in Bezug auf die Telegraphie, und hierzu möchte ich wenigstens ein paar Bemerkungen machen. Um den Einfluss der Telegraphie auf Handel und Verkehr und damit auf die ganze Produktionsweise erschöpfend darzustellen, müsste man allerdings ein ganzes Buch schreiben; aber dessen bedarf dieses wirklich nicht, denn es genügt vollständig der Hinweis darauf, dass sich die Verständigung selbst über das Weltmeer hinüber heute in Minuten und Stunden vollzieht, wozu vor Einführung des Telegraphen Wochen und Monate erforderlich gewesen sind. Wie sehr diese Beschleunigung des Verkehrs alle Handels-

beziehungen von Grund aus umgestaltet hat, wie vollständig infolge der Einführung des Telegraphen mit den Prinzipien der alten Produktionsweise gebrochen worden ist, dafür bringt einige wenige zwar, dafür um so symptomatischere Belege Schippel in seiner Bearbeitung der D. A. Weilschen Schrift: *Recent Economic Changes* bei. Dort wird Borchardt auch finden, in welcher einschneidender Weise das Produziren auf Lager zu Gunsten des Produzirens auf Bestellung durch den Telegraphen geändert worden ist. Aber selbst dieser von Schippel herbeigebrachten Belege bedarf es nicht, wenn man sich nur an die Verhältnisse erinnert, wie sie herrschten, als Jahrmärkte und Messen die wesentlichen Hilfsmittel des Verkehrs gewesen sind, und wenn man damit den Zustand von heute vergleicht: Damals die grossen, todten Waaren-Sammelbassins, die nöthig waren, so lange der Waarenzufluss sich schwerfällig und stockend bewegte, heute der direkte Zufluss aus den Quellen, der jeden Augenblick in Bewegung gesetzt werden kann und mit verblüffender Schnelligkeit jeden Bedarf deckt.

Es ist allerdings richtig — und das Gegentheil ist auch von mir nicht behauptet worden — dass auch heute noch in einer Unzahl kleiner Détail-läden gewaltige Waarenberge auf Lager gehalten werden. Aber die kleinen Détail-läden werden in grossen und mittleren Städten rasch durch grosse Magazine, durch Konsumgenossenschaften und Waarenvereine ersetzt. Mit ihnen verschwindet eine Masse von Einrichtungen zum Zweck der Ansammlung und örtlichen Vertheilung der Waare, und das Alles nur, weil es möglich ist, infolge telegraphischer Bestellung — wobei allerdings wieder mit der durch die Umform-Maschine möglichen Beschleunigung der Arbeitsausführung gerechnet wird — zur Neige gehende Läger rasch wieder aufzufüllen.

Wer nur einigermaassen die Produktionsverhältnisse unserer heutigen grossen Industrie kennt, und diese Zustände mit den Verhältnissen vor Einführung des Telegraphen vergleicht, wird ohne Weiteres zugestehen müssen, dass durch den Telegraphen Handel und Verkehr, die ganze Produktionsweise in einer Weise umgestaltet worden sind, dass der gegenwärtige Zustand mit dem Zustande vor Einführung des Telegraphen fast keine Aehnlichkeit mehr besitzt.

Dass daneben natürlich auch heute noch mehr als die blossen Reste der ursprünglichen Zustände vorhanden sind, versteht sich für jeden Kenner der Verhältnisse am Rande, und es wäre mehr als naiv, sich die gesellschaftliche Entwicklung als die Aufeinanderfolge von Zuständen zu denken, die ohne Uebergänge und Verbindungsglieder aneinandergereiht sind.

Indem mich aber Borchardt der Uebertreibungen zeilt, begeht er selbst Uebertreibungen in der Auslegung meiner Anführungen:

So ist es mir nicht im Traume eingefallen, die Beseitigung der Krisen z. B. als eine dialektische Konsequenz der Erfindung des Telegraphen hinzustellen u. s. w. Meine Ausführungen gingen vielmehr dahin, nachzuweisen, dass in der momentanen Verständigung durch den Telegraphen die Möglichkeit einer planmässigen Organisation der Produktionsweise vorhanden ist. In zahlreichen und gerade den grössten Industrien sind die Tendenzen dazu auch bereits mehr als blos angedeutet; aber die von mir behauptete Entwicklungstendenz ist noch lange kein erreichtes Ziel, was ich nach Borchardt behauptet haben soll; führe ich doch sogar in meinem angegriffenen Artikel selbst aus, dass der Kapitalismus infolge der in ihm ruhenden inneren Widersprüche nicht vermocht habe, die ihm zur Verfügung stehenden technischen Mittel zu assimiliren und so auszunutzen, dass aus der Möglichkeit

der Produktionsorganisation in allen Industrien auch eine wirkliche Produktionsorganisation resultirt hätte.

Anstatt in dieser meiner Ausführung eine Brücke von meinen Anschauungen zu den seinen zu erblicken, sucht mir vielmehr Freund Borchardt aus dieser Anführung einen besonders haltbaren Strick zu drehen, indem er einen inneren Widerspruch in meinen Darlegungen herauskonstruirt, wo ich nur einen Widerspruch in den Thatsachen konstruirt hatte.

Der Leser wird sich des Eindruckes nicht ent schlagen können, dass die Polemik zwischen Borchardt und mir etwas von dem Streite um des Kaisers Bart an sich habe, ich wenigstens habe das deutliche Empfinden davon, denn im Grunde sind die ganzen Ausführungen Borchardts nur Beiwerk zu der Behauptung, dass ich in seiner Voraussetzung Unrecht habe, und wenn er mir Alles zugiebt, was ich heute ausgeführt habe, so wird er mich doch noch fragen: „Wenn thatsächlich Spinnmaschine und Dampfmaschine, wenn mechanischer Webstuhl und Telegraph qualitätsändernde Einflüsse auf die ganze Produktionsweise ausgeübt haben, warum ist dann die Elektrotechnik dazu heute nicht mehr im Stande?“

Die Antwort darauf ergibt sich einfach aus der Aufzählung alles Dessen, was die Elektrotechnik überhaupt zu leisten im Stande ist.

Verfahren wir historisch, so fällt zunächst ins Auge, dass die elektrische Energie mit ausserordentlicher Leichtigkeit in Licht umgesetzt werden kann. Der höchste Triumph in dieser Hinsicht ist durch die Erfindung des Nernstschen Glühlichtes erreicht worden. Aber nehmen wir selbst an, was nicht sehr wahrscheinlich ist, dass das Tesllicht oder Moores Vacuumlicht einmal zu praktischer Bedeutung gelangen, so würde vielleicht in ästhetischer Hinsicht ausserordentlich viel, in wirtschaftlicher Hinsicht aber doch nicht mehr erreicht werden, als dass die Nacht zum Tage gemacht werden könnte. Dieses Resultat aber lässt sich bereits auf recht bequemem Wege und auch relativ billig mit Hilfe des Gasglühlichtes und des Acetylenlichtes erreichen. Und vermöchte man das Tageslicht nach Schildbürger Weise mit Mausefallen gratis einzufangen, welchen Einfluss würde das auf die Intensität und Fruchtbarkeit der Produktion haben können, gegenüber den heutigen Mitteln künstliches Licht zu erzeugen, wo die Kosten der künstlichen Beleuchtung nur mit einem gänzlich belanglosen Bruchtheile in die gesammten Produktionskosten eingehen?

Nicht anders steht es mit der Verwendung der Elektrizität zu motorischen Zwecken, auf die bekanntlich die allergrössten Hoffnungen gesetzt werden.

Unter gewissen Bedingungen ist der Elektromotor bereits heute die weitaus billigste Kraftquelle, und je mehr Wind und Wasser der Erzeugung von Elektrizität nutzbar gemacht werden, um so billiger wird natürlich der Elektromotorenbetrieb im Allgemeinen werden. Was aber wird hierdurch gegenüber den heutigen Produktionsverhältnissen gewonnen werden können?

Als Wasserrad und der vom Pferde betriebene Göpel die fast einzigen Motoren waren, konnte ein neuer vom Orte unabhängiger Motor, wie es die Dampfmaschine ist, auf die Ausgestaltung von Industrie und Technik, auf die ganze Produktionsweise den nachhaltigsten Einfluss ausüben. Wird die Dampfmaschine von dem Elektromotor depossedirt, so wird in den Industrien, die heute bereits mit motorischer Kraft arbeiten, der Antheil der Produktionskosten, der durch die Krafterzeugung bedingt ist, verringert, vielleicht auf die Hälfte, vielleicht,

was kaum wahrscheinlich ist, auf ein Viertel reduziert werden. Dass eine derartige Verbilligung der Betriebskraft auf die Gestaltung der Produktionsweise selbst einen nur belanglosen Einfluss ausüben kann, das erkennt man aus einem einzigen flüchtigen Blick auf die Betriebskonten industrieller Etablissements. Selbst in denjenigen Industrien, die aus der Umsetzung einer Energieform in eine andere ein Gewerbe machen, nämlich in der gewerbsmässigen Erzeugung der Elektrizität, wo offensichtlich die Erzeugungskosten der aufgewandten Energie in einem ungleich grösseren Prozentsatz in die gesammten Betriebskosten eintreten als in irgend einer anderen Industrie, machen diese Kosten doch nur ein Drittel bis ein Viertel der gesammten Betriebsunkosten aus!

Aber selbst den Fall gesetzt, dass die Erzeugungskosten der motorischen Kraft im Allgemeinen eine grössere Rolle bei der Preisbildung des Produktes spielen würden als es thatsächlich der Fall ist, und dass durch die allgemeine Einführung des Elektromotors die gesammten Produktionskosten ungeheuer vermindert werden würden, so würde sich an der ganzen Produktionsweise trotzdem auch nicht das Geringste ändern, denn nach seiner gegenwärtigen Organisation sind Industrie und Technik in der Lage, sofort und mühelos die hierdurch ermöglichte Produktionssteigerung zu assimiliren, denn es wird eben nur eine alte Maschinerie durch eine neue bessere ersetzt, und nicht, wie es mit der Einführung der Dampfmaschine der Fall gewesen ist, der Anstoss zu einer vollkommen neuen Produktionsmethode gegeben. — Hierin beruht eben der fundamentale, von Borchardt vollständig verkannte Unterschied zwischen der Einführung der Dampfmaschine und der Einführung des Elektromotors. Damals ein Zustand, wo in der Produktionsmethode der Motor über eine mehr gelegentliche Anwendung nicht hinauskam, wo er in der ganzen Industrie fast gar keine Rolle spielte, — nach Erfindung der Wattschen doppelt wirkenden Dampfmaschine, wo die Anwendung des Motors in der Industrie die Regel, der motorlose Zustand die Ausnahme ist, einzelne mehr künstlerisch betriebene Industrien allerdings ausser Acht gelassen — Borchardt wirft allerdings die Frage auf, warum diese Rolle nicht schon von der Papinschen oder Newcomenschen Dampfmaschine geleistet sei. Die Antwort darauf liegt sehr nahe, wenn man sich die Vorläufer der Wattschen Dampfmaschine ansieht, die zum Wasserhalten in Bergwerken knapp ausreichend waren, mit denen man aber nicht im Stande war Umformmaschinen anzutreiben. Erst das Bedürfniss der mechanischen Spindeln, natürlich nur in der Hand des Kapitalismus, erzeugte auch das Bedürfniss nach einem leicht transportablen Motor, der ohne Weiteres im Stande war, geradlinige Bewegung in rotirende Bewegung umzusetzen. Und ein solcher Motor war eben erst in der Wattschen Dampfmaschine der Industrie erstanden und nicht schon in den Vorläufern der Wattschen Dampfmaschine. Ebenso gut könnte Borchardt fragen, warum die Revolutionirung des Verkehrswesens erst mit der Stephensonschen Lokomotive und nicht schon mit Cagnots Dampfwagen vom Jahre 1770 einsetzte. Der Kapitalismus von 1770 hatte doch gewiss schon das gleiche Bedürfniss nach verbesserten Verkehrsmitteln, wie der Kapitalismus von 1825!

Nun bewirkt ja allerdings der Elektromotor in ganz anderer Weise als es mit Hilfe der Dampfmaschine möglich ist, eine Theilbarkeit der primären Energiequelle bis in die untersten Grenzen hinab, so dass mit seiner Hilfe die Zerlegung der Fabrik in einen Cottage-Betrieb, der ja für den produzierenden Kapitalisten so viele Verlockungen besitzt, nicht bloss leicht möglich, sondern an einzelnen

Stellen auch bereits durchgeführt ist, wie ich in meinem ersten Artikel auch bereits vermerkt hatte. Auch die Thatsache darf nicht ausser Acht gelassen werden, dass innerhalb der Werkstätte selbst durch den direkten motorischen Antrieb der einzelnen Werkzeug- und Umformmaschinen ein erheblicher Fortschritt gegenüber dem Zustande erreicht wird, wo die zentrale motorische Kraft an die einzelnen Maschinen durch Riemen- oder Seiltransmissionen vertheilt wird; aber es wird Niemandem einfallen, diese Fortschritte, die durch den Elektromotor ermöglicht werden, auch nur in Parallele mit dem Fortschritte stellen zu wollen, der durch die Einführung der Dampfmaschine geschaffen worden ist. Nirgends, an keiner Stelle ist ein so grosser quantitativer Fortschritt zu bemerken, dass man unbedingt sagen müsste, die Quantität sei bereits in die Qualität umgeschlagen, und es ist an keiner Stelle auch nur ein Ansatz zu bemerken, dass ein solcher Umschlag, inaugurirt durch den Elektromotor, möglich wäre.

Privatim ist mir gegen meinen Aufsatz eingewandt worden, dass dies aber doch wohl möglich sei, wenn man berücksichtigt, dass durch den Elektromotor die Aufhebung des Gegensatzes von Stadt und Land möglich gemacht werden würde.

Dieser Einwand hat etwas Bestechendes für sich, und er ist auch in der That nicht so kurzer Hand abzuweisen. Die zentrale Energieversorgung von dem Elektrizitätswerk Oberspree aus, die Energieversorgung der Uhrmacherdörfer im schweizerischen Jura von La Goule aus, das Projekt der elektrischen Energievertheilung im Landkreise Samter, woran die Landwirthschaft ebenso wie die Industrie partizipiren werden, können in der That als Ansätze einer solchen Entwicklung angesprochen werden, und ein ausgedehntes Netz elektrischer Kleinbahnen scheint ganz dazu geeignet, diese Ansätze zu befruchten; bei zentraler Energieversorgung und leichter Verkehrsmöglichkeit hört in der That der durch die ältere Technik bedingte Zwang des engen Zusammenhausens in grossen Städten auf. Aber andererseits muss doch auch berücksichtigt werden, dass die bisher immer beobachtete Flucht der Industricen aus den grossen Städten hinaus auf das platte Land, die wesentlich durch den Mangel an reinem Wasser in den Städten bedingt wird, nicht mehr in dem Grade wie bisher erforderlich wird, wenn an Stelle der Wasser verbrauchenden Dampfmaschine der Elektromotor tritt; die moderne Wasserversorgung in Grossstädten, die Beseitigung der Abwässer, die der entwickelten Technik lange nicht mehr die Schwierigkeiten machen, die Marx und Engels noch als fast unüberwindlich hielten, haben überdies schon bis zu einem gewissen Grade die Nothwendigkeit der Flucht der Industrien auf das platte Land verringert. Wägt man diese beiden Momente gewissenhaft gegen einander ab, so scheint eine geringe, wenn auch deutlich merkbare Tendenz zur Beseitigung des Gegensatzes zwischen Stadt und Land, bewirkt durch den Elektromotor, vorhanden zu sein. Ob man auf Grund dieser Thatsache von einer „revolutionären“ Rolle der Elektrotechnik zu sprechen berechtigt ist, erscheint aber doch noch mehr als fraglich, denn die Beseitigung dieses Gegensatzes ist m. E. in ihrer sozialen Wirkung zu sehr überschätzt worden, und andererseits wird, wenigstens was den Verkehr anbelangt, durch die älteren technischen Mittel qualitativ dasselbe geleistet, was der elektrische Verkehr leisten soll.

Rundschau.

Oeffentliches Leben.

Der Fall Schippel hat zu den sonst auf so hohem Niveau stehenden Verhandlungen des Hannoverschen Parteitags ein einer demokratischen Partei nicht angemessenes Nachspiel gebildet. Da die Sozialistischen Monatshefte bei der Sache gewissermassen persönlich betheiligte sind — der Isegrim-Artikel, von dem sie ihren Ausgang nahm, ist ja hier erschienen —, so sei über den Streitpunkt selbst ein Urtheil hier nicht abgegeben. Es muss aber gesagt werden, dass, wenn man den Inhalt jenes Artikels als einen Bruch mit allen in unserer Partei herrschenden Anschauungen gerügt hat, dies keineswegs zutrifft. Der Grundgedanke der Schippelschen Auffassung, mag er begründet sein oder nicht, wird von einer Anzahl Parteigenossen gebilligt: es ist derselbe, der auch dem Antrag Mainz zum Stuttgarter Parteitag auf parlamentarische Propagirung der Forderung der allgemeinen einjährigen Dienstzeit zu Grunde gelegen hat. Und was die Form jenes Artikels betrifft, so ist auch diese eine in Partei-Polemiken durchaus nicht unerhörte. Sie rechtfertigt keinesfalls die verletzende Schärfe der gegen den Autor gerichteten Angriffe. Das Missbilligungsvotum, das Schippel erhalten hat, ist freilich nur auf Grund einer Zufallsmajorität zu Stande gekommen, und, wie man wohl hoffen darf, nicht im Sinne der Genossen, die in der Sache gegen Schippel polemisirt. Es steht zu erwarten, dass Schippel durch diesen Zufallsbeschluss sich nicht, wie in manchen Versammlungen leider gewünscht worden ist, veranlasst sehen wird, seine für die Partei so überaus nützliche, in gewisser Hinsicht fast unersetzliche Thätigkeit im Parlament und in der Presse irgendwie einzuschränken. Aber es bleibt bedauerlich, dass ein Genosse von der Bedeutung Schippels überhaupt eine solche Behandlung erfahren musste.

J. Bloch.

Bücher.

Dr. Heinrich Severus: Prostitution und Staatsgewalt. Dresden 1899; Verlag von Conrad Weiske.

Unter den zahlreichen in letzter Zeit erschienenen Broschüren, die die „Bekämpfung“ der Prostitution zum Gegenstande haben, fällt die vorliegende durch die ausserordentlich schneidende und stets zutreffende Kritik der heute üblichen sittenpolizeilichen Usancen auf. Die Klarheit und Schärfe, mit welcher der Verfasser die zahlreichen Widersprüche und

Inkonsequenzen des jetzigen Systems aufdeckt, lässt in ihm einen Juristen von nicht gewöhnlicher Begabung vermuthen. Sowie derselbe aber versucht, positive Verbesserungsvorschläge zu machen, geht sein Latein in die Brüche: da die Prostitution nicht auszurotten, in gewissem Sinne sogar unentbehrlich sei, gelte es, sie „auf ein höheres Niveau zu heben“. Zu diesem Behufe empfiehlt er ein ganz neues, noch nie dagewesenes Mittel: öffentliche Häuser, die sich von den bisherigen nur dadurch unterscheiden sollen, dass die Prostituirten in denselben nicht zu wohnen brauchen (d. h. also sogenannte Maisons de passe). Die Polizei kann dem Mädchen nicht vorschreiben, wo es wohnen soll, aber sie kann ihm vorschreiben, wo es seinen Gewerbebetrieb ausüben darf. Die sitten- und sanitätspolizeiliche Kontrolle fällt fort; an ihre Stelle tritt ein Regulativ für die Toleranzhäuser und die Verpflichtung der Prostituirten, sich alle 3 Tage von einem beliebigen Arzte, eventuell von bestimmten, von der Polizei angegebenen Spezialisten untersuchen zu lassen und das erhaltene Gesundheitszeugniss sofort der Polizei vorzulegen, im Erkrankungsfalle hingegen sich in einem öffentlichen Krankenhause behandeln zu lassen. — Was geschieht nun aber, wenn die kranke Prostituirte nicht ins Krankenhaus gehen will? Sie muss doch auch wohl wieder zwangsweise hinspedirt werden? Und welchen Vortheil hat die Prostituirte davon, dass sie, anstatt auf der Polizei sich vom Polizeiarzt untersuchen zu lassen, erst zum Arzt und dann mit dem Attest doch noch einmal zur Polizei laufen muss? Zwei Wege statt des einen! Man kann sicher sein, dass die Mädchen in jeder Stadt bald den nachsichtigsten und kurz-sichtigsten der Aerzte herausfinden werden. Oder vielmehr, nicht die Mädchen werden ihn herausfinden, sondern die Bordellmütter. Denn dass unter dem System des Dr. Severus die Bordelle bald wieder in schönstem Flor stehen würden, dass strenge Polizeiverordnungen das Leben und Treiben der Mädchen in den Bordellen regeln und ihnen auf der Strasse nach wie vor jedes Anwerben von Kundschaft erschweren würden, daran kann kein Zweifel sein. Was wäre also der Erfolg der Severusschen Vorschläge? Nach wie vor würden die Mädchen auf die Strasse, in die Cafés, die Variétés gehen und Kunden suchen; dass das unterhaltender für beide Theile ist, wird Niemand leugnen. Will man diesen Markt nicht durch Gewaltmaassregeln ver-

nichten (und das thut nicht einmal die heutige Polizei), so wird er eben bestehen bleiben, nur dass für einige bequemere Jünglinge und Ehemänner daneben noch Lokale existiren würden, wo sie unter einer grösseren Zahl von getälligen jungen Damen die Auswahl haben und gleich an Ort und Stelle ihre Liebesbedürfnisse befriedigen können. Einen besonderen Kulturfortschritt, eine „Hebung“ der Prostitution auf ein höheres Niveau, kann ich hierin nicht erblicken. Und vollends die sanitäre Ueberwachung wäre noch schlechter als die heutige und dabei für die Prostituirten viel unbequemer.

Wenn es so leicht wäre, die Prostitutionsfrage zu lösen, würden sich wahrlich nicht seit Jahrzehnten Nationalökonom, Mediziner und Philanthropen in allen Ländern mit dieser Lösung herumquälen; auf der Konferenz zur Bekämpfung der Syphilis und venerischen Krankheiten, die im September d. J. in Brüssel abgehalten wurde, sind allein mehrere Dutzend von Projekten vorgebracht worden, von denen einige mit dem des Herrn Dr. Severus viel Aehnlichkeit hatten. Die Prostitution ist eine Nothwendigkeit und keine angenehme; man wird (bei uns wenigstens — in Japan ist das anders) aus einer Prostituirten nie ein sittsames, ordnungs- und gesetzliebendes Wesen machen können — man wird vielmehr unter den Berufsprostituirtten immer mit einer mehr oder minder grossen Zahl sittlich herabgekommener und zu Ungesetzlichkeiten jeglicher Art neigender Frauenzimmer zu rechnen haben, die selbst im demokratischsten Staate einer strengen Ueberwachung bedürfen. Und auf abschbare Zeit werden Syphilis und Tripper von der Prostitution unzertrennlich sein, und die öffentliche Gesundheitspflege kann höchstens darauf sinnen, mit welchen Mitteln sie am besten nicht ein Verschwinden, wohl aber eine Frequenzverminderung dieser Krankheiten erzielen kann. Das heutige Reglementirungssystem scheint in der That ein wenig geeignetes Mittel dazu; aber auf dem Wege, den Dr. Severus vorschlägt, werden wir gewiss nicht mehr erreichen. In Italien wenigstens, wo man diesen Weg seit einigen Jahren betreten hat, herrscht augenblicklich die schönste Konfusion und Anarchie auf diesem Gebiete. Bedenkt man, dass heutzutage die wenigsten Aerzte überhaupt etwas von venerischen Krankheiten verstehen, so wird man anstatt einer Dezentralisation der Krankenpflege und Unterscheidung eher eine straffe Zentralisation in der Hand spezialistisch vorgebildeter Krankenhausärzte anstreben müssen. Aber selbst daran ist bei uns vor der Hand nicht zu denken.

A. Blaschko.

Wilhelm Spohr: Multatuli. Auswahl aus seinen Werken in Uebersetzung aus dem Holländischen, eingeleitet durch eine Charakteristik seines Lebens, seiner Persönlichkeit und seines Schaffens. Minden 1899; J. C. C. Bruns' Verlag.

Herr Wilhelm Spohr, Schriftsteller in Friedrichshagen, stellt dem deutschen Publikum einen dürrig gekleideten Herrn aus Batavia vor, der keine Uhr bei sich hat, und statt des Ueberziehers nur einen Shawl, um sich gegen die Kälte zu schützen. Dieser wenig vertrauensweckende Herr nennt sich Eduard Douwes Dekker; er will dort unten bei den Malayen und Javanen so etwas von einem Bezirkshauptmann oder Landrath gewesen sein. Man wird ihn wohl aus dem Dienst gejagt haben, sei es wegen eines kleinen Unterschleifs, sei es wegen gröberer Disziplinwidrigkeiten: vielleicht hat er gar seine Amtsgewalt zu umstürzlerischen Intriguen missbraucht. Statt jeder andern Legitimation bringt er ein Bündel Manuskripte zum Vorschein. Nun, untersuchen wir es einmal.

Seltene Dinge stehen in diesen Blättern! Sie erzählen von einem Manne, der durch die Kühnheit und Milde seiner Thaten, durch die Lieblichkeit und Wucht seiner Rede die Herzen seiner weissen und braunen Mitmenschen gewann; von Einem, der eine schier fürstliche Stellung, durch lange Jahre unsichtigen Dienstes erworben, plötzlich preisgab und zum Bettler wurde — und weshalb? Um einige Tausende halbnackter javanischer Bauern und Bauernweiber, die sich bedrückt fühlten!

Und wie diese Geschichte erzählt ist! Farbig und klar, nüchtern und hinreissend; und aus allem hervorbrechend ein mächtiger Wille — der Wille Eines, der viel fühlt, viel träumt, dem aber alles Fühlen und Träumen alsbald ein Anstoss wird zum Schaffen und Kämpfen. Und doch musste dieser Heldenwille ohnmächtig erliegen vor der Uebermacht der Stumpfheit, elend zusammenbrechen unter dem Schwergewicht der herrschenden Indolenz. . . .

Und weiter taucht vor uns die braune Gestalt des Saïdjah auf, des javanischen Bauernsohns, dem der Landesherr den Büffel, das einzige Stück Zugvieh konfisziert, und der hierauf nach Batavia ausgewandert, um als Bedienter eines Weissen das nöthige Geld zum Heirathen zu erarbeiten — denn er ist verliebt und will heirathen, dieser ammassende Halb wilde, ganz als ob er ein Kulturmensch wäre. Und jedesmal, wenn er sich ein Stück weit hinaufgearbeitet hat, werfen ihn neue Erpressungen ins Elend zurück. Schliesslich

geht er unter die Rebellen, wird besiegt, muss sein Liebstes geschändet und zertreten sehen — und verzweifelt und stirbt, ganz als ob er ein Kulturmensch ohne Geld wäre.

Blättern wir weiter. Da sind allerhand Geschichten, die der ehemalige Statthalter verfasste, während er in Holland als mitteloser Schriftsteller sammt Frau und Kind ein sorgenvolles Leben fristete. Allerhand Geschichten. Ein Schiff fährt auf dem Mittelmeer. Wir lernen die harmlos-bornirten Leuten kennen, die darauf reisen, mit ihren kleinen Leiden und kindischen Freuden; und zwischen diesen gläubigen grossen Kindern der kosmopolitische Fremdling, der weder an Gott noch an die heilige Jungfrau glaubt, und dessen Ironie doch lauter Güte ist und werthtätige Menschenliebe. Da ist ferner eine Geschichte von einer Dirne, die sich nackt zeigt — und doch ganz und gar keine lächerliche Geschichte. Weiterhin, unter vielem andern, ein peruanisches Märchen von zwei unglaublich edelmüthigen Jünglingen, die beide dieselbe Prinzessin lieben. Ein Schulknabe erzählt diese Märchen einem kleinen Mädchen, das auf einem umgestülpten Wäschkorb sitzt. Aber die Erwachsenen, die das Märchen lesen, werden allgemach ernst und verlernen den Spott.

Da ist weiterhin eine Reihe politischer Fabeln, so naiv, als ob sie für Javaner geschrieben wären, und so treffsicher in ihrer satirischen Kraft, wie sie nur ein reifer Kulturmensch schreiben kann. Ferner mancherlei „Ideen“ — scherzhafte und ernste, elegische und polemische, meist aber sehr respektwidrige Ideen. Die Leser dieser Zeitschrift kennen ja einige von ihnen (Sozial. Monatshefte 1897, pag. 172 ff.). Im Ganzen ein fast verwirrender Reichthum — und doch erst ein kleines Pröbchen der Schätze, die Dekker-Multatuli geschaffen hat, an denen sich die Jugend Hollands begeistert, und die nun sein Dolmetsch, Wilhelm Spohr, auch den Deutschen bescheeren will. Und es ist ein berufener Dolmetsch. In der Geschichte von Saïdjah hat er etwas zu viel javanische Wörter stehen lassen, die er besser gethan hätte zu verdeutschen; sonst aber merkt man überall, dass es ein Dichter ist, der einen Dichter übersetzt. Ja, man würde kaum inne werden, dass man nicht Spohrs eigene Schöpfungen liest, wenn er nicht so gewissenhaft wäre, uns den wirklichen Autor kennen zu lehren.

Ihr Deutschen! Der Fremde, den Wilhelm Spohr zu Euch führt, ist dürftig gekleidet; er trägt keine Uhr bei sich, und statt des Ueberziehers nur einen Shawl. Aber empfängt ihn mit königlichen Ehren, denn er hat das

Recht, auf seine Visitenkarte die Worte zu setzen: Multatuli, Genie!

Ladislaus Gumplowicz.

Revue.

Die *Critica Sociale* bringt einen interessanten Artikel über die Volksparteien und die Pflichten des Sozialismus. Durch ganz Italien haben sich die radikale, die sozialistische und die republikanische Partei zusammengethan, um als „Volksparteien“ ihren politischen Standpunkt zu vertreten. Diese Bewegung hat zunächst da einzusetzen, wo eine aussergewöhnlich grosse augenblickliche Gefahr droht: sie muss eine Gesetzgebung verhindern, die dahin strebt, die unerhörten Gewaltthätigkeiten, die man sich bis jetzt gegen den Wortlaut der Gesetze erlaubte, auch gesetzlich zu machen, indem man die Gesetze ändert. Der Verfasser des Artikels, Ivanoe Bonomi, sagt, dass die Volkspartei vor Allem zwei Aufgaben zu erfüllen habe: erstens darzuthun, dass sie die denkende und arbeitende Majorität im Lande repräsentire, und zweitens die kolossalen Widersprüche zwischen den bestehenden politischen Verhältnissen und den wirklichen Bedürfnissen des Volkes klar zu machen. Zur Lösung der ersten Aufgabe bedarf es eines geschickten Vorgehens innerhalb des Parlamentes. Die andere kann mit Hilfe der Gemeindeverwaltungen gelöst werden. Die in die Verwaltungen gewählten Glieder der Volkspartei müssen es verstehen, Vorschläge für das Volkwohl zu machen, die durch ihre innere Logik allen intelligenten Elementen sympathisch werden. Wenn es sich dann herausstellt, dass solche allgemein anerkannte Verbesserungen in Italien eben nicht durchführbar sind, so macht man damit eine Propaganda, wie man sie sich nicht günstiger denken kann. Es geht daraus hervor, dass die drei Parteien möglichst geschlossen vorgehen müssen. Zwischen den Republikanern und den Radikalen besteht aber ein tiefgehender Unterschied, der aus ihrer Geschichte zu verstehen ist. Die beiden Parteien sollen nun einander entgegenstreben. Das stimmlirende Mittel zur raschen Vollziehung dieses Verschmelzungsprozesses muss der Sozialismus sein. Die Sozialisten müssen revolutionirend wirken und, wie die belgischen Arbeiter, in der Vorhut im Kampfe gegen die Reaktion marschiren. Italien steht vor einem Wendepunkt, alle die grossen Lebensfragen einer Nation drängen ihrer Lösung entgegen. Es ist ihre erste Pflicht, eine demokratische Mehrheit um sich zu schaaren, die fähig ist, dereinst den Sieg zu ermöglichen.

Ida Häny-Lux.

Verantwortlich für die Redaktion: Hugo Warschawski in Berlin.

Verlag der Sozialistischen Monatshefte, Gleditsch St. 23, Berlin W. (Eigentümer: Dr. R. Friedberg in Berlin).

Druck von Max Bading, Beuth St. 2, Berlin SW.